

# **Das stille Haus**

**Argus-Kriminal-Bibliothek, #102**

**Detektiv Fritz Schaper**

**by Walther Kabel, 1878-1935**

**Veröffentlicht: 1916**

✻ ✻ ✻ ✻ ✻   ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

## **Inhalt**

**Kapitel 1 ... bis Kapitel 12**

[**Note:** Kapitel 7 und 9 nicht vorhanden, evtl. Druckfehler.]

✻ ✻ ✻ ✻ ✻   ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

# Kapitel 1

Hildegard Börmer war sofort nach Beendigung der Literaturstunde, die von dem spindeldürren Fräulein Wallner mit einer die Aufmerksamkeit der jungen Damen nicht gerade fördernden Trockenheit und Einseitigkeit abgehalten wurde, in den großen Park hinabgeeilt, der sich ein Stück an der Elbe entlangzog, und in dem es so viele lauschige Winkelchen und Plätzchen gab. Diese waren sämtlich unter die Zöglinge des Töchterpensionats der Frau verwitweten Frau Major Agathe v. Queisner infolge gütlichen Übereinkommens verteilt worden—Besitzrechte, die allgemein respektiert wurden, so daß jeder der knospenden Mädchenblüten Gelegenheit gegeben war, während des Sommers ganz nach Belieben sich mit ihren Träumereien in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Das junge Mädchen, das nun schon ein ganzes Jahr in dem Pensionat lebte, ohne sich dort selbst nach Ablauf dieser langen Zeit heimischer als am ersten Tage zu fühlen, schritt jetzt, nachdem das weißgestrichene Haus hinter der bogenförmigen Allee alter Linden verschwunden war, langsam weiter und suchte seinen Lieblingsplatz auf, den von einer dichten Lebensbaumhecke umgrenzten Ausguck, von dem man einen entzückenden Fernblick über den breiten Strom bis weit hinunter auf das Häusermeer der sächsischen Residenz hatte, deren Kirchtürme in die bläulichschimmernden fernen Höhenzüge wie in ein Wolkenmeer hineinragten. Hier lehnte Hildegard Börmer sich an die erst kürzlich von dem Gärtner frisch gestrichene Holzbrüstung und schaute versonnen auf das wunderbare Landschaftsbild hinaus, das in den Ausschnitt der Lebensbaumhecke wie in einen dunkelgrünen Rahmen eingefast zu sein schien.

Lange stand sie so fast regungslos da. In ihren Augen lag jetzt ein Ausdruck stillen Sehnsens, der dieses eigenartig anziehende Gesicht noch reizvoller machte. Als sie dann plötzlich hinter sich leichte Schritte vernahm, fuhr sie beinahe erschreckt aus ihren Gedanken auf und wandte sich mit einer Miene, die deutlich ihr Mißbehagen über die Störung ausdrückte, der Näherkommen den zu. Kaum hatte sie diese aber erkannt, als auch schon ein freundliches Lächeln über ihr meist in versonnene Melancholie getauchtes Antlitz flog.

Isa von Barnbiel war auf der obersten Stufe der nach dem Ausguck hinauf führenden Treppe zögernd stehen geblieben.

„Erlauben Sie, Frau Hadwig?“ fragte sie halb im Scherze, wobei ihre spitzbü bischen dunklen Augen die andere so bittend anblickten.

„Frau Hadwig“—so hatte man nämlich Hildegard Börmer nach der schönen Heldin von Scheffels »Ekkehard« getauft—nickte der um drei Jahre jüngeren Pensionsgefährtin herzlich zu.

„Aber gewiß, Isa—kommen Sie nur. Ihnen gönne ich gern einen Rundblick von diesem Plätzchen, das ich jetzt ja doch bald aufgeben muß.“

Isabella von Barnbiel war mit ein paar schnellen Schritten neben Hildegard getreten und schaute jetzt zunächst in stummer Bewunderung auf das malerische Bild, das sich vor ihr ausbreitete. Frachtkähne, Dampfer und lange Schleppzüge belebten den von der Frühjahrs-sonne beschienenen, glitzernden

Fluß, und weit hinten rollte soeben über die mächtige Brücke ein Eisenbahnzug, dessen Lokomotive eine lange, dunkle Rauchfahne hinter sich ließ.

Erst nach einer geraumen Weile wandte sie sich an Hildegard.

„So ist es also Wahrheit, Frau Hadwig, daß Sie uns demnächst verlassen wollen?“ meinte sie, sich mit einem kühnen Schwung oben auf die Brüstung setzend. Und zögernd fügte sie hinzu: „Würden Sie mir einmal eine etwas indiscrete Frage gestatten, liebe Hildegard? Ich möchte mir so sehr gern über etwas Gewißheit verschaffen.“

„Frau Hadwig“ errötete jäh. Und leise erwiderte sie dann: „Weil Sie es sind, Isa.—Fragen Sie...“

Die Baronesse Barnbiel strich sich verlegen die Falten ihres blauen Tuchrockes glatt.

„Man erzählt sich hier im Pensionat, Sie seien verlobt, Hildegard“, meinte sie mit einem forschenden Blick auf die vor ihr Stehende. „Ist das Tatsache?“

„Frau Hadwig“ hatte den schönen Kopf mit der dunkelbraunen, lose frisierten Haarfülle gesenkt.

„Ja“, klang's scheu zurück, „ich bin verlobt...“

Isa legte der jungen Braut jetzt behutsam den linken Arm um den Hals und zog sie sanft an sich. Ihre Stimme war voll herzlicher Anteilnahme, als sie dann sagte: „Meinen herzlichen Glückwunsch, Hildegard.“ Und mit der ihr eigenen, oft etwas burschikosen Offenheit setzte sie schnell hinzu: „Ich begreife nur nicht, wie man dann stets so traurig, so melancholisch sein kann wie Sie. Wenn ich mich erst verlobt habe, dann ... dann bin ich sicher ganz unausstehlich vor glücklichem Übermut.“

„Frau Hadwig“ lächelte trübe. „Das glaube ich gern, Isa. Ihr Brautstand wird ja auch sicherlich anders werden als der meinige.“

Die Baronesse fühlte ihr mitleidiges Herzchen schneller schlagen. Und zärtlich streichelte sie der anderen das weiche, kastanienbraune Haar. „So lieben Sie den Mann nicht, dem Sie einst fürs ganze Leben angehören sollen?“ meinte sie zögernd.

Da schlug Hildegard Börmer ihre wunderbar ausdrucksvollen Augen voll zu der Jüngeren auf. „Ich liebe ihn über alles“, entgegnete sie fast feierlich. „Und doch...“

Sie schwieg, und große Tränen stahlen sich hinter ihren Lidern hervor, rollten ihr langsam über die Wangen. Eilig wischte sie sie fort, den Kopf ängstlich zur Seite wendend.

Da hatte die kleine Baronesse die arme „Frau Hadwig“ auch schon in ihre Arme genommen und küßte sie mit rührender Herzlichkeit auf den Mund, drückte sie an sich und bat immer wieder:

„Nicht weinen ... nicht weinen, liebste, beste Hildegard...“

Und jetzt, da sie sich endlich einmal nähergekommen waren, sprudelte Isa von Barnbiel auch in einem Atem alles das heraus, was sie schon lange auf dem Herzen hatte.

„Hildegard“, sagte sie innig, „laß uns Freundinnen sein, habe Vertrauen zu mir ... Du ahnst ja nicht, wie lange ich schon um deine Freundschaft geworben habe. Die anderen hier, das sind ja alles eingebildete Zierpuppen, aus denen ich mir auch nicht einen Deut mache! Aber du—du hast mir gleich gefallen, als ich vor einem halben Jahr auf Wunsch meines guten Pa's in dieses ‚Institut für höhere Bildung‘ eintrat. Du warst so ganz, ganz anders als die übrigen, hieltest dich stets für dich allein und hattest so liebe, traurige Augen. Ja, Hilde, deine

Augen haben's mir angetan... Und auch deine Stimme. So oft hatte ich in Romanen von Frauen gelesen, deren Organ wie Musik sein sollte, weich, einschmeichelnd. Bei dir fand ich es—zum erstenmal in meinem Leben. Und dann ... dich umgab so etwas Geheimnisvolles, das mich lockte. Dein ganzes Wesen, deine Art, wie du dich gabst, zogen mich an. Sieh, Hildegard, das ist keine unreife Mädchenschwärmerei—glaube das nicht. Die Kinderschuhe habe ich mit meinen siebzehn und einhalb Jahren längst ausgetreten. Sympathie war's, die ich zunächst für dich empfand. Bald wurde es mehr. Ich verehere dich. Aber immer wachst du mir aus... Nun endlich habe ich dich, Hilde, und ich lasse dich nicht mehr von mir, bis du mir versprichst, meine aufrichtige Freundschaft anzunehmen.—Sag', bin ich dir denn ebenso gleichgültig wie die übrigen hier, oder...“

Hildegard Börmer ließ sie nicht ausreden. Mit einem wahren Jubelruf zog sie die kleine Baronesse an sich. Und mit einer Stimme, die Tränen des Glücks beinahe erstickten, fragte sie:

„So ist's also Wirklichkeit geworden, was ich schon seit langem erhoffte! ... Ja, Isa, auch ich fühlte mich zu dir hingezogen... Ich war hier ja so einsam, so verlassen... Aus Vorsicht hielt ich mich von den anderen zurück. Gerade ich wollte mich niemandem aufdrängen... Jetzt—jetzt wird es mir sehr, sehr schwer werden, von hier fortzugehen. Und doch—welch beglückender Gedanke für mich, hier wenigstens einen Menschen gefunden zu haben, der gern an mich zurückdenken wird...“

Dann saßen die beiden jungen Mädchen Hand in Hand auf der schmalen Bank, die im Schatten der Lebensbaumhecke stand, und „Frau Hadwig“ schüttete der eben gewonnenen Freundin ihr übervolles Herz aus.

„Die Geschichte meiner Verlobung, Isa, ist wie ein Roman“, begann sie mit ihrer weichen, lieben Stimme. „Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, die seit mehr denn zwanzig Jahren in einem kleinen Dörfchen am Ostseestrande in der Nähe von Kolberg leben, wo mein Vater Volksschullehrer ist. Da meine Mutter seit meiner Geburt kränkelte und durch ihre Pflege die geringen Einkünfte meines Vaters völlig verbraucht wurden, besuchte ich nur die Dorfschule und mußte dann, als ich kaum konfirmiert war, mit im Haushalt Hand anlegen. Nebenbei habe ich mich ja noch aus Büchern fortzubilden versucht. Aber viel Zeit blieb dazu nicht übrig. So wurde ich neunzehn Jahre, ohne daß ich je weiter als nach Kolberg gelangt war, wo für mich die Welt aufhörte. Und dann kam das große Ereignis, kam der ... Märchenprinz, der plötzlich Sonnenschein in mein freudloses Dasein brachte.—Hin und wieder hatten wir eines unserer Zimmer an Sommergäste vermietet. Das Mietsgeld, mochte es auch noch so gering sein, half manche Arzt- und Apothekerrechnung bezahlen. Eines Tages im Juni erschien bei uns im Dorfe ein Herr aus Berlin, der den Sommer über in stiller Zurückgezogenheit leben wollte. Er wohnte erst einige Tage im Gasthause, sah sich inzwischen nach einer passenden Privatunterkunft um, und seine Wahl fiel schließlich auf unser Zimmer, das er gleich bis zum Herbst mit Beschlag belegte. Mein Vater, der den elegant gekleideten Berliner zunächst mit einem gewissen Mißtrauen behandelte, lernte dessen offene, heitere Art bald schätzen, und in kurzer Zeit waren sie die besten Freunde. Edgar Bornemann, wie der Fremde sich nannte, war Ingenieur und besaß in dem Villenort Wannsee bei Berlin ein kleines Häuschen, das er allein mit einem Diener bewohnte. Mehr erfuhren wir über ihn nicht, und mehr weiß ich auch heute noch nicht, trotzdem ich seine Braut bin und wohl ein Anrecht darauf besitze, über seine

Verhältnisse genau unterrichtet zu sein. Wir verlobten uns, kurz bevor er Ende September wieder nach der Reichshauptstadt zurückkehrte. Mein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, daß Edgar vor meinen Eltern und mir irgend etwas verbarg. So sprach er zum Beispiel über seine Familie und die Art seiner Beschäftigung nur das Notwendigste. Seine Eltern wären beide bereits gestorben. Er selbst befände sich in einer auskömmlichen Stellung und besäße auch ein bescheidenes Vermögen. Das war alles. Als er dann abgereist war, zog mein Vater über ihn bei einer Berliner Auskunftei, die mein Bräutigam gelegentlich erwähnt hatte, Erkundigungen ein, die recht günstig lauteten und alles bestätigten, was Edgar uns über seine Person mitgeteilt hatte. Jeden Monat kam mein Verlobter für einige Tage zu uns. Inzwischen hatte er meine Mutter auf seine Kosten nach Stettin in ein Sanatorium geschickt, aus dem sie im Frühjahr völlig geheilt zurückkehrte. Du wirst begreifen, Isa, wie dankbar meine Eltern ihm waren, daß durch seine Güte das Gespenst der Krankheit endlich aus unserem kleinen Heim für immer verbannt war. Als mein Vater ihm dies bei seinem nächsten Besuche mit herzlichen Worten sagte, als auch ich ihn überglücklich immer von neuem unseren guten Engel nannte, da trat er mit einer Bitte hervor, die zu äußern er bis dahin nicht recht gewagt hatte: Meine Eltern sollten gestatten, daß er mich, bevor wir heirateten, noch auf ein Jahr in ein Pensionat schicke, damit ich später imstande sei, seinem Haushalt würdig vorzustehen.—So kam ich hierher, ich, die Tochter des Dorfschullehrers—hierher, wo ich auf Wunsch Frau v. Queisners sowohl den Stand meines Vaters als auch meine Verlobung verheimlichen mußte. Ich tat's Edgar zuliebe, so sehr sich auch mein Stolz dagegen sträubte, Dinge geheim zu halten, die doch wahrlich jeder wissen durfte. Für mich war eben mein Verlobter maßgebend, der mir in seiner zartfühlenden Art und Weise klar gemacht hatte, warum es für mich besser wäre, wenn ich mich den Bedingungen Frau v. Queisners fügte. Nun wirst du begreifen, Isa, weshalb ich mich hütete, auch nur den Anschein zu erwecken, als wolle ich mich einer der Pensionsgefährtinnen aufdrängen. War ich doch hier die einzige Bürgerliche, noch dazu die Tochter eines einfachen Rentiers, zu dem Frau v. Queisner meinem Vater umgemodelt hatte, damit ihr Pensionat nicht—herabgewürdigt werde.—Schier endlos ist mir dies eine Jahr geworden. Und doch war ich meinem Verlobten auch wieder von Herzen dankbar, daß er mir die Möglichkeit gegeben hatte, die Lücken in meiner Erziehung auszufüllen. Gewiß—in der ersten Zeit hatte ich Edgar flehende Briefe geschrieben, er möge mich wieder fortholen von hier. Stets klangen seine Antworten dann in dem Satze aus: ‚Halte Dich tapfer, mein Lieb—der Lohn wird nicht ausbleiben. Du wirst es später einmal besser haben als all die anderen jungen Mädchen, mit denen Du jetzt unter einem Dache lebst. Deiner wartet eine glückliche, sorgenlose Zukunft...‘ —So blieb ich denn, obwohl ich mich in Sehnsucht nach meinen alten Eltern und nach dem Geliebten, die ich jetzt ein ganzes Jahr nicht gesehen habe, verzehrte. In der vergangenen Woche erhielt ich dann eine Nachricht, die mir wieder bewies, wie herzensgut Edgar ist. Mein Vater soll sich pensionieren lassen und fortan die Villa in Wannsee bewohnen, die meinem Bräutigam gehört. Und ich selbst soll ebenfalls dorthin kommen, sobald die Meinen nach Berlin übergesiedelt sind, was schon in ein paar Wochen geschehen kann. Dann habe ich ihn wieder bei mir, nach dem ich mich sehne, dem mein Herz entgegenschlägt, und dann muß er mir Antwort geben auf all die Fragen, die ich mir längst zurechtgelegt habe, damit endlich volle Klarheit zwischen uns herrscht. Denn, Isa, ein Geheimnis

hat Edgar vor mir. Das ist nicht nur eine bloße Vermutung von mir, nein, dafür sprechen so manche Kleinigkeiten, die mir aufgestoßen sind. Worin dieses Geheimnis besteht, ahne ich nicht. Und diese Ungewißheit ist's, die mich traurig stimmt, die mir die rechte Lebensfreude raubt und bisweilen meine Seele mit düsteren Schreckbildern erfüllt. Wir Kinder des Strandes neigen ja überhaupt so leicht zum Grübeln. Die See mit ihrem Rauschen stimmt unwillkürlich melancholisch. Und deshalb mag Frau Hadwig die bewußte Angelegenheit vielleicht auch tragischer nehmen, als nötig ist...“

Noch lange plauderten die beiden jungen Mädchen, sich zärtlich umschlungen haltend, von ihren kleinen Sorgen, bis die Mittagsglocke sie in das Haus zurückrief. Arm in Arm schritten sie durch den Park, Arm in Arm betraten sie den Speisesaal, wo erstaunte Blicke sie gar nicht genug mustern konnten.

## Kapitel 2

Dr. phil. Bertold Matra schüttelte energisch den Kopf.

„Beste Frau Lange, es geht wirklich nicht. Sie können unmöglich verlangen, daß ich mir hier die Nerven ruiniere, nur weil Sie mich als Mieter nicht aufgeben möchten. Seitdem da über mir diese klavierwütige Familie eingezogen ist, habe ich noch keine vernünftige Zeile zusammengebracht. Begreifen Sie doch in aller Welt, daß ich kein Steinklopfer, sondern Schriftsteller bin und als solcher Ruhe ebenso notwendig brauche wie der eben vergleichsweise herangezogene ehrenwerte Steinklopfer z. B. seinen Hammer! Ich habe heute morgen gezählt: seit acht Uhr sind die ‚Donauwellen‘ fünfmal, ‚Puppchen, mein Augenstern‘ acht- und die ‚Tangomelodie‘ genau achtzehnmal heruntergehämmert worden—denn einen anderen Ausdruck verdient diese Art, auf einem Instrumente unter ständiger Pedalbenutzung herumzupauken, wirklich nicht!—Dabei wird man langsam verrückt. Und um diesem Schicksal zu entgehen, kündige ich Ihnen hiermit zum Ersten ausdrücklich und unwiderruflich!“

Die korpulente Frau Lange mit der etwas verfänglich glänzenden Wollbluse versuchte noch ein Letztes.

„Herr Doktor, ich werde nochmals zum Hauswirt gehen und mich beschweren“, meinte sie mit einem wütenden Blick zur Decke empor, von wo eben wieder die harten Klänge eines altersschwachen Klaviers herabtönten. „Er muß für Abhilfe sorgen. Ich arme Frau lebe doch nun mal vom Möbliert-Vermieten. Und die Bande da oben macht mich bankerott—da hört sich wirklich alles auf! Vier Töchter, und jede übt zwei Stunden täglich, das—das—“

„...macht acht zusammen“, vollendete Bertold Matra ungeduldig. „Und die acht genügen, um mich aus dem Hause zu jagen.—Nun räumen Sie bitte das Kaffeegeschirr ab und trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß es noch genug Junggesellen gibt, die nicht Schriftsteller sind, und die das Gepauke da über uns weniger belästigen wird als gerade mich.“

„Sie lassen also wirklich nicht mit sich reden, Herr Doktor?“ meinte Frau Lange nochmals weinerlichen Tones.

„Nein. Sie kennen mich ja auch in dieser Beziehung zu Genüge. Wenn ich einmal zu etwas entschlossen bin, bleibt es dabei.“

Seufzend schlurfte die Frau mit dem Tablett hinaus.

Dr. Matra aber setzte sich aufatmend an den schräg vor dem Erkerfenster stehenden Schreibtisch und begann seine Arbeit.—Über ihm nahm das Geklimper unentwegt seinen Fortgang. Fünf Minuten verstrichen. Grimmig warf er den Federhalter hin.—„Der Teufel halte bei den Gassenhauern die Gedanken beisammen!“ knurrte er aufgebracht. „Ich bin gewiß ein friedliebender Mensch, der niemandem etwas Böses wünscht. Doch den vier Sekretärstöchtern gönne ich eine kleine Fingerlähmung von Herzen!“

An dem Fortspinnen dieser feindseligen Rachegefühle hinderte ihn eine laute Stimme, die draußen im Korridor Frau Lange „einen schönen guten Morgen“ wünschte.

Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und Edgar Bornemanns breite Gestalt schob sich ins Zimmer.

„Na, Bert—schon bei der Arbeit?“ meinte er, dem Freunde die Hand schüttelnd.

Matra zuckte ärgerlich die Achseln und deutete stumm nach oben.

Bornemann lauschte einen Augenblick. „Der Marsch aus Carmen“, erklärte er dann, eine Grimasse schneidend. „Mensch—sei doch zufrieden! Jeder fünfte Ton ist mindestens richtig!“

Der Schriftsteller mußte nun doch lachen, ob er wollte oder nicht. Bornemann hatte eine geradezu zwingende Art, seine trockenen Bemerkungen vorzubringen. Jetzt warf er ein in einem Kreuzband steckendes Zeitungsblatt vor Matra auf die Schreibtischplatte.

„Da—das gab mir unten vorm Hause dein Briefträger. Schau dir's nur an. Vielleicht lenkt es dich etwas von der holden Carmenmusik ab. Über deiner Adresse steht ja rot unterstrichen: *Genau durchsehen! Äußerst wichtig!*—Vielleicht hast du in der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie einen Haupttreffer gemacht. Es ist jetzt ja gerade Ziehung.“

Matra hatte ziemlich gleichgültig das Kreuzband gelöst.

„Wie kommst du auf die Lotterie?“ meinte er, die Zeitung auseinanderfaltend.

„Weil ich selbst gestern abend entdeckte, daß meine Nummer 131 326 mit zehntausend Mark gezogen ist“, erwiderte Bornemann, indem er sich in die Sofaecke setzte und eine Zigarre anzündete.

Der Schriftsteller schaute auf. „Unglaublich! Man sieht, das alte Sprichwort trifft nur zu gut zu: ‚Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück!‘—Ausgerechnet gewinnst du, der du ohnehin schon von dem schnöden Mammon übergenug besitzt!“

Edgar Bornemann seufzte. „Ich schäme mich ja auch beinahe über diesen Duse! Und mein eigener Trost ist, daß die Unglücksnummer 131 326, die kein Mensch dem Kollekteur abnehmen wollte, den Treffer gemacht hat.“

Inzwischen hatte Matra das Zeitungsblatt, das lediglich Annoncen enthielt, flüchtig durchgesehen. Plötzlich stutzte er.

„Merkwürdig“, sagte er, sich tiefer über die Zeitung beugend. „Hier ist eine Anzeige mit Rotstift dick kenntlich gemacht. Und daneben steht am Rande: ‚Etwas für Sie.—Ein Gönner.‘“

Auch Bornemann war jetzt aufmerksam geworden. „Wie lautet denn die Anzeige?“ fragte er, sich langsam vom Sofa erhebend.

„Elegant möbliertes Zimmer in ruhigem Hause an stillen Mieter, am liebsten Schriftsteller oder Gelehrten, billig abzugeben. Bei Übernahme kleiner Verpflichtungen fast umsonst. Zu erfragen bei Thomas van Heidersen, Schöneberg, Philippstraße 16.“

Matra hatte es langsam, jedes Wort betonend, vorgelesen und reichte nun dem Freunde das Blatt hin.

Bornemann überflog die Anzeige nochmals und verglich dann die Schriftzüge der Adresse auf dem Kreuzband mit den am Rande der Zeitung stehenden fünf Worten.

„Der Absender hat seine Handschrift verstellt“, meinte er endlich. „Wer mag dir nur das Blatt zugeschickt haben? Hast du in dieser Hinsicht irgendeine Vermutung?“

Der Schriftsteller verneinte. „Ein Gönner?—Ich besitze von dieser wertvollen Sorte von Mitmenschen nur zwei: Herrn Rentier Edgar Bornemann und Herrn Baron von Barnbiel. Und von diesen hätte sich sicher keiner die überflüssige Mühe gemacht und sich in geheimnisvolles Dunkel gehüllt!“

Der junge Millionär lehnte jetzt dem Freunde gegenüber am Fenster. „Hm“, meinte er mit listigem Augenzwinkern, „du vergißt deine Gönnerin, Fräulein Isa von Barnbiel. Wäre es nicht möglich, daß die...“

„Laß, bitte, die Baronesse aus dem Spiel“, unterbrach Matra ihn ungeduldig. Und doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm die helle Röte in sein frisches, energisches Gesicht flutete.

„Pardon!“ Bornemann verneigte sich übertrieben höflich. „Es war ja auch nur ein Scherz von mir“, fügte er entschuldigend hinzu. „Fräulein von Barnbiel kommt ja auch deswegen schon nicht in Betracht, weil dies hier zweifellos eine Männerhandschrift ist, und weil sie sich ferner zurzeit in einer Dresdener Zwangserziehungsanstalt für adlige junge Damen befindet, während diese Sendung hier nach dem Poststempel in Berlin-Schöneberg aufgegeben worden ist.“

Eine Weile schwiegen die beiden. Jeder suchte nach einer Lösung des seltsamen Rätsels, das diese Mitteilung doch fraglos darstellte.

Schließlich erklärte Matra, indem er das Zeitungsblatt zu sich steckte: „Wir wollen uns nicht weiter die Köpfe zerbrechen, wer der Absender sein kann. Jedenfalls meint er es gut mit mir. Und da ich ohnehin dieses klavierverseuchte Haus am Ersten verlassen will, werde ich dem freundschaftlichen Wink Folge leisten und mir zunächst einmal dieses ruhige, billige, elegant möblierte Zimmer ansehen. Mich lockt zweierlei: die Ruhe und die Billigkeit. Denn meine Finanzen stehen augenblicklich herzlich schlecht, und meine Nerven brauchen Grabesruhe nach diesen letzten vierzehn Tagen der Qual!“

Bornemann streute die Asche seiner Zigarre in das breite Maul des Messingfrosches, der, als Aschbecher dienend, auf dem Schreibtisch stand, und sagte dabei zögernd: „Bert—darf ich dir vielleicht mit etwas Mammon aushelfen? Ich weiß ja, daß...“

„... ja, du weißt, daß ich auf dem Standpunkt stehe, man soll seine Freunde, und wenn's Millionäre und noch so liebe, gute Kerle sind, nie anpumpen“, ergänzte der Schriftsteller ernst. „Diesem Prinzip bleibe ich treu—eben um mir deine Freundschaft zu erhalten, ohne Mißklang, ohne den störenden Gedanken, dir auf diese Weise verpflichtet zu sein.—Und nun, wenn's dir recht ist, benutzen wir das schöne Aprilwetter—eigentlich in sich ein Widerspruch, diese letzten Worte!—und schauen wir uns Philippstraße 16 einmal aus der Nähe an.“

Von Matras Wohnung, die in dem Berliner Vorort Schmargendorf dicht an dem gleichnamigen Bahnhof der Ringbahn lag, bummelten die beiden gemächlich die noch unbebauten Straßenzüge entlang, die das Schöneberger Gelände von dem schnell aufblühenden Schmargendorf trennten.



Bert Matra, der den Ärger über die in seinem Hause ausgebrochene „Klavierpest“ längst vergessen hatte, mußte die Kosten der Unterhaltung ganz allein tragen, da Bornemann mit einemmal ohne ersichtliche Ursache recht einsilbig geworden war.

Schließlich fiel dies dem Schriftsteller doch auf. Und mit der Offenheit, die zwischen ihnen in allen Dingen herrschte, fragte er jetzt ganz unvermittelt: „Sag mal, Alterchen—was hast Du nur? Du schleichst da jetzt mit einem Gesicht neben mir her, als ob du ein Gespenst gesehen hättest. Und vorhin warest du doch noch ganz munter und vergnügt.“

Bornemann hatte sich seinen kurzen, seidengefütterten Sportpaletot aufgeklopft, als ob ihm plötzlich zu warm würde.

„Bert“, begann er dann ganz feierlich, „beichten ist doch eine verflixt schwere Sache...“

Matra blieb stehen und schaute ihn verwundert an.

„Beichten? Habe ich recht gehört?“

Bornemann nickte mit einer wahren Armesündermiene.

„Wollen aber hier nicht anwachsen, Bert“, meinte er. „Die Geschichte läßt sich auch im Gehen erledigen.—Sag’ mal, hast du nicht in letzter Zeit eine gewisse Veränderung an mir bemerkt?“ begann er dann, nachdem sie ihren Weg fortgesetzt hatten.

Matra, der noch immer annahm, daß diese angebliche Beichte auf nichts anderes als irgendeinen faulen Witz hinauslaufen würde, erwiderte denn auch prompt:

„Allerdings, du trägst einen neuen Paletot, seit vorgestern eine neue Kragenform und...“

„Bitte, laß die Dummheiten!“ unterbrach der andere ihn ungeduldig. „Ich habe etwas Ernstes mit dir durchzusprechen. Berücksichtige das gefälligst...“

Der Schriftsteller schob schnell seinen Arm in den des Freundes.

„Verzeih, Alterchen, das ahnte ich nicht.—So, und nun will ich dir vernünftige Antwort geben. Allerdings hast du dich verändert—sogar sehr. Soweit ich mich erinnere, wurde etwa vor anderthalb Jahren Edgar Bornemann definitiv aus der Liste der Lebemänner gestrichen und entpuppte sich plötzlich als Musterknabe von reinstem Wasser, worüber die Welt, in der man sich nicht langweilt, nicht genug die Köpfe und Köpfchen schütteln konnte. Doch—wozu sage ich dir das! Gehört hast du es von mir ja schon verschiedentlich, freilich stets mit dem Zusatz, daß ich mich über diese Verwandlung des Saulus in einen Paulus ehrlich freue, da ich selbst nichts öder und langweiliger finde als das Leben dieser reichen jungen Leute, die nachmittags aufstehen und abends, wenn andere nach des Tages Last und Mühen ihr Lager aufsuchen, ihre erste Mahlzeit einnehmen.“

Bornemann nickte zufrieden vor sich hin. „Gut, die Wirkung hast du also konstatieren können. Ist dir nun noch nie der Gedanke gekommen, daß diese Wirkung notwendig auch einen Ursache haben muß?“ meinte er mit einem eigenartigen Lächeln.

Matra beugte sich vor und schaute dem Freunde prüfend in das wie von innerem Glück durchwärmte, strahlende Gesicht.

„Du ... Mensch ... Alterchen ... mir geht eine Ahnung auf! Wär’s möglich—du bist ernstlich verliebt—nur das kann es sein.“

Bornemann antwortete nicht sofort. Er holte aus seiner Brieftasche eine Photographie hervor und reichte sie dem Schriftsteller.

„Hildegard Börmer“, sagte er leise und mit einer Innigkeit, die niemand dem „tollen Edgar“ von einst zugetraut hätte.

Dann beichtet er, erzählt von seinem Sommeraufenthalt in dem Fischerdörfchen, von der immer stärker werdenden Neigung zu dem liebreizenden, harmlosen Kinde, von seiner Verlobung... Alles teilte er dem Freunde mit, alles...

Matra hatte schweigend, oft mit einer gewissen stillen Rührung kämpfend, zugehört. Jetzt blieb er stehen und nahm des anderen Hände in die seinen, umspannte sie mit festem Druck.

„Meinen Glückwunsch, Alterchen!“

Bornemanns Augen leuchteten.

„Ich sehe es deinem Gesicht an, Bert, daß du dich von Herzen mit mir freust!—Und Hildegard verdient es wirklich, daß ihretwillen zwei Männer hier auf offener Straße, umgeben von Häusern, die erst noch gebaut werden sollen, eine kleine Rührszene aufführen. Du wirst sie ja kennen lernen, sogar sehr, sehr bald, meine ‚Frau Hadwig‘, wie man sie im Pensionat getauft hat, meine kleine Zauberin, die den ‚tollen Edgar‘ so urplötzlich völlig behext hat, daß er, wie du dich vorhin ausdrücktest, ‚von der Liste der Lebemänner‘ gestrichen wurde.—Doch, komm weiter, sonst gelangen wir erst bei Dunkelwerden zur Philippstraße.“

Matra brauchte doch noch eine geraume Weile, bis er sich von dieser Überraschung erholt hatte.

„Also deine Braut hat bisher tatsächlich keine Ahnung, daß du mit auf der Millionärliste im Berliner Steuerregister stehst?“ meinte er dann mit leisem Zweifel.

„Weder sie noch meine Schwiegereltern“, entgegnete Bornemann bestimmt. „Ich habe alles so einzurichten gewußt, daß sie mich noch heute für einen simplen Ingenieur mit viertausend Mark Jahreseinnahme halten, der in Wannsee ein bescheidenes Häuschen sein eigen nennt.—Sieh, Bert, deshalb verehere ich ja dieses Mädchen so über alles, deshalb bin ich ja auch so übermenschlich glücklich, weil ich eben bestimmt weiß, daß Hildegard mich allein liebt, mich mit allen meinen Fehlern und Schwächen, und nicht meine Millionen... Hätte ich mir mein zukünftiges Weib anderswo gesucht, nie wäre ich den Verdacht losgeworden, daß meine güldenen Schätze für sie der Hauptmagnet gewesen sein könnten...“

„So unrecht hast du nicht“, meinte der Schriftsteller ernst. „Jedenfalls kannst du dich glücklich preisen, daß dir ein gütiges Geschick nunmehr alles beschert hat, was des Menschen Leben angenehm macht...—Nebenbei—wann trifft deine Braut hier ein?“

„Wahrscheinlich bereits übermorgen. Genau kann ich das heute noch nicht sagen, da die Dekorateure in dem ‚bescheidenen Häuschen‘ in Wannsee gräßlich gefaulenzt haben und ich Hildegard erst in das fix und fertige Heim ihrer Eltern führen will.—Auf diese Überraschung freue ich mich ja wie ein Kind...!“

Da sie jetzt in belebtere Viertel einbogen, nahm die Unterhaltung eine allgemeinere Wendung an. Die Philippstraße fanden sie dann erst nach zweimaliger Nachfrage bei einem Schutzmann und nach einigen Umwegen glücklich auf.

„Weiß der Himmel“, meinte Bornemann, „still ist’s hier allerdings. Da haben wir ja auch schon Nummer 16. Ganz nett und sauber, wenn auch nicht gerade sehr vornehm, dieser zweistöckige Bau. Fahrstuhl, Warmwasserversorgung und Dampfheizung dürften in diesem Palais unbekannte Einrichtungen sein.“

Sie waren auf dem Bürgersteig stehen geblieben und musterten eingehend das hell gestrichene Haus, das abseits von den übrigen in einem kleinen Garten lag und durch ein grünes Eisengitter von der Straße getrennt war.

„Von außen gefällt mir die Geschichte großartig“, erklärte Matra eifrig. „Kein Gegenüber—sehr viel wert! Scheint ein Holzhof zu sein da drüben. Licht und Luft reichlich vorhanden, dazu lärmende Kinder offenbar spärlich vertreten!—Was meinst du, ob ich diesem Herrn van Heidersen—klingt holländisch, der Name—mal einen Besuch abstatte?“

„Selbstredend. Probieren geht über Studieren! Nur mußt du nicht verlangen, daß ich mitkomme. Ich kann mein Mundwerk nur schwer im Zaume halten, und vielleicht verderbe ich dir durch eine meiner berüchtigten Bemerkungen den ganzen Spaß.—Halt—du, da verläßt eben jemand das Haus. Und—wahrhaftig!—das ist kein anderer als Karlchen Belling, der berühmte Filmdramatiker. Vielleicht ist der dir schon zuvorgekommen.“

Belling hatte die beiden jetzt auch erkannt. Er winkte ihnen schon von weitem mit der Hand zu.

„Morgen allerseits!“ begrüßte er sie vertraulich. „Matra, willst du dich etwa auch um das Zimmer bewerben?“ Er betonte dabei das letzte Wort eigentümlich. „Wenn ja, so lenke deine Schritte nur wieder heimwärts. Denn dieser Herr van Heidersen ist ein schnurriger Kauz, dem niemand so leicht gefallen wird. Stellt der Anforderungen an einen Mieter—unglaublich!! Dabei ist die Bude selbst gar nicht so übel.“

„Erzähle Genaueres, Belling“, bat Matra etwas enttäuscht. „Allerdings gedachte ich mich dem Herrn vorzustellen. Aber wenn du—“

„Nein, mein Bester“, unterbrach ihn der Filmdichter lachend. „Den Genuß mußt du dir gönnen. Dieser Heidersen ist wirklich ein Original. Inzwischen will ich mit Bornemann hier draußen warten. Zögere nicht lange. Du wirst dein helles Wunder erleben.“

Der Schriftsteller war neugierig geworden. Kurz entschlossen schritt er auf das Haus zu. Der Weg durch den Vorgarten war sauber mit gelbem Kies bestreut, und die Blumenbeete rechts und links hatte man offenbar erst kürzlich frisch bepflanzt. Von der Eingangstür führte eine mit Linoleum belegte Treppe in das Hochparterre hinauf. Dort hing an der rechten Flurtür eine geschriebene Visitenkarte: *Thomas van Heidersen*.

Matra läutete. Es dauerte eine ganze Weile, bevor geöffnet wurde. Und der Schriftsteller hatte das deutliche Gefühl, daß er durch das Guckloch von drinnen prüfend gemustert wurde, während er wartend in dem hellen Treppenflur stand.

Dann tat sich plötzlich die Tür lautlos auf. Ein älterer Mann mit glattrasierterm, bleichem Gesicht, in dem die Backenknochen sich scharf abzeichneten, lud Matra durch eine Handbewegung zum Nähertreten ein, ging voraus und stieß eine Tür auf: „Bitte!“

Es war eine tiefe, volle Stimme, wie sie der Schriftsteller dem schwächlich aussehenden Männchen nicht zugetraut hatte.

Das Zimmer, in dem sie dann an dem Mitteltisch Platz nahmen, war ein großer, zweifenstriger Raum. Die Möbel so neu, daß Matra noch deutlich den Geruch scharfer Holzbeize verspürte. Die Einrichtung bewies im übrigen einen verfeinerten Geschmack und erinnerte in nichts an die übliche Zimmereinrichtung der sonstigen billigen Junggesellenbehausungen. Das Bett stand hinter einem geschickt drapierten türkischen Vorhang, der zugleich die in den Ne-

benraum führende Tür verdeckte. Die Bilder an den Wänden, zum Teil Stahlstiche, zum Teil Ölgemälde, verrieten in ihrer Auswahl gleichfalls den Kunstsinn dessen, der dieses Zimmer für einen neuen Mieter hergerichtet hatte.

Thomas van Heidersen hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen Besucher eingehend zu mustern, während dieser sich seinerseits in dem behaglichen Raume umschaute. Jetzt begann der Alte, während er seine knochige Rechte mit dem Daumen zwischen die Westenknöpfe einhakte:

„Daß Sie die Anzeige im Lokal-Anzeiger hergeführt hat, erwähnten Sie schon.—Wie war doch Ihr Name?“

„Dr. phil. Bertold Matra, Schriftsteller.“

„Schön.—Nun denn, Herr Doktor, wie sagt Ihnen dieser Raum zu?“

„Recht gut“, entgegnete Matra der Wahrheit gemäß.

Heidersen nickte grinsend vor sich hin. Es sollte wohl mehr ein wohlgefälliges Lächeln sein, aber in diesem Totenkopfesicht sah es wirklich nur wie ein abscheuliches Grinsen aus, das zwei Reihen graugelber, falscher Zähne bloßlegte.

„Bevor wir uns über den Preis unterhalten“, meinte er darauf, „möchte ich Ihnen meine Bedingungen mitteilen.—Würden Sie bereit sein, hier gleich so etwas den Hausverwalter zu spielen? Ich meine, die Mieten zu kassieren, die Steuern zu bezahlen usw., kurz mir alles abzunehmen, was zu den Pflichten eines Grundstückeigentümers gehört? Ich bemerke jedoch, daß diese Arbeit äußerst gering ist. Ich habe dieses Haus erst vor einem halben Jahre gekauft und es vollständig herrichten lassen. Es enthält vier Wohnungen zu je vier Zimmern. Drei davon sind zurzeit bewohnt—von mir, den Damen Geschwister Bernhard und dem Rechnungsrat Schwarz nebst Frau. Die vierte hier gegenüber im Hochparterre steht leer, wird aber bereits in einer Woche von einem einzelnstehenden älteren Herrn bezogen. Kinder gibt's im Hause überhaupt nicht. Über mir wohnen die Damen Bernhard, von denen man kaum etwas sieht und hört. Ruhig ist's also.—Wie denken Sie über die Sache, Herr Doktor?“

„Ich wäre nicht abgeneigt. Bei nur vier Mietsparteien, eigentlich nur drei, kann die Verwaltung nicht allzu beschwerlich sein. Freilich—ich habe bisher derartige Geschäfte noch nie besorgt und weiß daher nicht, ob ich auch alles zu Ihrer Zufriedenheit zu regeln vermag.“

„Oh, da seien Sie ganz außer Sorge. Ich gebe Ihnen vorkommenden Falles genaue Anweisungen“, erklärte Heidersen eifrig. „Also würden wir in diesem Punkte einig sein, nicht wahr?“

„Ja“, bestätigte Matra etwas zögernd, denn er ahnte, daß der Alte jetzt erst mit seinen speziellen Wünschen herausrücken würde, die Karl Belling veranlaßt hatten, ihn als „schnurrigen Kauz“ zu bezeichnen.

Und wirklich, Thomas van Heidersen richtete jetzt seine großen Augen voll auf seinen Besucher und sagte langsam: „Ich habe noch so einige Eigenheiten, die zu berücksichtigen Sie sich verpflichten müßten. Ihr Zimmer hier würde von derselben Aufwärterin instand gehalten werden, die auch für mich sorgt. Morgenkaffee bekommen Sie, falls Sie es wollen, aus meiner Küche nebst Weißbrot und etwas Aufschnitt. Dies wäre in den Mietzins miteingeschlossen. Die Bilder in diesem Zimmer, die alte Andenken sind, dürfen nicht wo anders aufgehängt werden. Ich habe sie außerdem von dem Dekorateur ganz fest an die Wand anschlagen lassen. Für Ihren eigenen Wandschmuck, den Sie eventuell mitbringen, Herr Doktor, ist ja noch Platz genug vorhanden. Schließlich—unser geschäftlicher Verkehr hinsichtlich der Hausverwaltung muß sich, so lange ich dies für gut befinde, schriftlich in der Weise abwickeln, daß Sie Ihre

ich dies für gut befinde, schriftlich in der Weise abwickeln, daß Sie Ihre Fragen usw. auf Zettel schreiben und diese in den Briefkasten werfen, der drüben an der Tür zu meinen Privaträumen angebracht ist. Die Antwort erhalten Sie in gleicher Weise. Zu diesem Zweck werden Sie an Ihrer Stubentür außen ebenfalls einen Briefkasten entdecken. Auf keinen Fall darf ich je in meiner Arbeit dadurch gestört werden, daß Sie persönlich bei mir Einlaß begehren. Ich verreise zudem sehr häufig und habe auch viel außer dem Hause zu tun. Sie würden mich also höchst selten antreffen. Handelt es sich um eilige Sachen, so erledigen Sie sie nach Ihrem Dafürhalten. Trotzdem wird sich ja noch so manches Abendstündlein erübrigen lassen, wo Sie mir, wenn Sie so liebenswürdig sein wollen, Gesellschaft leisten können. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, und manche meiner Erlebnisse dürften für Sie als Schriftsteller recht anregend sein.—So, das wäre alles. Wie stellen Sie sich nun zu meinen Wünschen, Herr Doktor?“

Matra, der nachdenklich vor sich hingeschaut hatte, blickte auf. Seine Augen begegneten denen Heidersens, und da überkam ihn plötzlich etwas wie ein leises Unbehagen. Denn der Ausdruck dieser Augen war jetzt hinterlistig forschend—so ganz anders, wie bisher. Ein unbestimmtes Gefühl des Argwohns beschlich ihn. Merkwürdig genug waren ja auch des Alten Bedingungen, so, als ob dahinter irgendein Geheimnis steckte. Trotzdem—warum sollte er nicht darauf eingehen—?! Geschehen konnte ihm ja gar nichts! Die Hauptsache, das Zimmer gefiel ihm.

Und so sagte er denn kurz entschlossen: „Gut so, Herr van Heidersen, ich bin einverstanden. Und der Preis?“—

„Monatlich zehn Mark—alles in allem, mit elektrischem Licht, Bedienung, Morgenkaffee und Heizung“, meinte darauf der Alte gelassen.

Matra war aufs angenehmste überrascht. Das war spottbillig.

„Angenommen!“ erklärte er höchst befriedigt. „Und wann kann ich einziehen?“

„Sofort. Sie würden mir damit auch einen Gefallen erweisen, Herr Doktor. Ich muß nämlich schon in den nächsten Tagen verreisen und mag das Haus nicht ohne Aufsicht lassen.“

Er hatte sich dabei erhoben und streckte nun Matra seine knochige Hand hin.

„Schlagen Sie also ein, Herr Doktor. Zwischen Ehrenmännern genügt das als Vertragsabschluß.“

Bert Matra zuckte erschreckt, fast angewidert zusammen, als Heidersens eiskalte, feuchte Finger sich um die seinen legten. Aber er überwand diese lächerliche Regung schnell. Was konnte jener dafür, daß ihm die Natur diese unangenehme Beigabe, diese feuchtkalten Hände, beschert hatte?! Und mit leisem Lächeln meinte er: „Auf gute Kameradschaft und Nachbarschaft denn, Herr van Heidersen!“—

Wenige Minuten später gesellte er sich wieder den beiden Freunden zu, die indessen in der Philippstraße wartend auf und ab gegangen waren.

„Nun?“ fragte der Filmdichter gespannt. „Was sagst du zu Herrn van Heidersen?!“

„Etwas seltsam ist der Mann, das stimmt“, entgegnete Matra, die Achseln zuckend. „Mir aber gleichgültig. Für zehn Mark ist das Zimmer ein Paradies, und das gab bei mir den Ausschlag.“

„So seid ihr also wirklich einig geworden?“ Man merkte, daß Belling ganz starr vor Staunen war.

„Allerdings.—Weshalb hast du denn eigentlich nicht zugegriffen, Karlchen?“ Belling zögerte, offenbar etwas verlegen, mit der Antwort.

„Nun—weil ich diesem alten Totenkopf nicht gefiel“, sagte er dann ehrlich. „Erst teilte er mir all seine merkwürdigen Bedingungen mit, fügte aber sofort in einem Atem hinzu, ich wäre ihm als Anwärtler für die Stellung nicht willkommen. Da lachte ich ihn aus—so etwas Enttäuschung und Ärger war wohl auch dabei—und ging. Ich dachte nun, er würde es mit dir ebenso machen, Bert.“

Matra war nachdenklich geworden.

„Komisch ist die Geschichte, hol's der Henker!“ meinte er. „Vielleicht hätte ich doch klüger getan, abzulehnen.“

Jetzt mischte sich auch Bornemann ins Gespräch.

„Kinder, nun erklärt mir doch nur endlich, was der Mann denn für Bedingungen stellt! Ich vergehe ja vor Neugierde.“

Matra berichtete darauf den Inhalt seiner Unterredung mit Heidersen in allen Einzelheiten.

Der Millionär äußerte sich jedoch nicht weiter dazu, sondern gratulierte dem Freunde nur herzlich zu der neuen Behausung.

„Kommt—ich lade euch zu einer Flasche Rotspan ein“, fügte er hinzu. „Die Sache muß begossen werden.“

## Kapitel 3

Als Edgar Bornemann mittags gegen ein Uhr seine Wohnung betrat—sie bestand aus der ersten Etage eines vornehmen, in der Tiergartenstraße gelegenen Hauses, das er von seinem Vater, einem durch Grundstücksspekulationen zu Reichtum gelangten Bauunternehmer, geerbt hatte, meldete ihm der Diener, daß ein Herr im Salon auf ihn warte, und reichte ihm gleichzeitig die Karte des Besuchers.

„Fritz Schaper, Schauspieler,“ stand darauf.

Bornemann warf dem Diener plötzlich sehr eilig Hut und Paletot zu und betrat schnellen Schrittes den Salon, wo auf einem der Seidensessel ein jüngerer, nicht gerade übermäßig elegant gekleideter Herr saß.

„Fritz Schaper—bist du's wahrhaftig?“

Der Millionär schüttelte dem alten Schulfreunde, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, warm die Hand.

„So, nun mache es dir aber zunächst einmal bequem“, meinte er nach der ersten Begrüßung in seiner herzlichen Art zu dem leicht verlegenen Schauspieler, dessen Gesicht trotz der jugendlichen Züge manche Leidensfalte aufwies. „Bitte, herunter mit dem Mantel; so, und gib auch deinen Hut her.“

Er klingelte nach dem Diener und gab diesem die Sachen. „Du bleibst doch zu Tisch hier, Fritz?—Keine Ausrede.—Und nun komm mit in mein Arbeitszimmer hinüber, dort ist's behaglicher.“

Dann saßen sie sich in zwei bequemen Klubsesseln gegenüber.

„Wie ist's dir denn in der Zwischenzeit gegangen, Fritz?“ begann Bornemann ungezwungen die Unterhaltung und füllte dabei die grünen Römer, die auf dem

kleinen Tischchen vor ihnen standen, mit einem köstlich duftenden Breisgauer. „Zunächst aber: prosit, Fritz—unsere Jugenderinnerungen sollen leben!“

Der Schauspieler blieb trotz des liebenswürdigen Entgegenkommens seltsam bedrückt. Sein intelligentes, glattrasiertes Gesicht bedeckte sich mit einer verlegenen Röte, als er jetzt ehrlich herausplatzte: „Ich will dir gleich die Wahrheit sagen, Edgar: ich komme als Bittsteller zu dir.“

„Ändert das etwas daran, daß wir alte Freunde sind?!“ meinte Bornemann ernst. „Sprich dir dein Herz frei. Ich sehe es dir an, Fritz, daß dir das Schicksal offenbar übel mitgespielt hat.“

Schaper nickte traurig.

„Du weißt, daß ich erst eine Weile Apothekerlehrling war“, fing er zögernd an. „Mir behagte der Beruf aber nicht. So wurde ich gegen den Willen meines Onkels, der mich nach dem Tode meiner Eltern zu sich genommen hatte, Schauspieler. Mich lockte einmal das ungebundene Künstlerleben, dann aber glaubte ich auch—das tun ja alle angehenden Mimen—ganz besonderes Talent für die Bühne zu besitzen. Sieben Jahre habe ich mich nun in kleinen und kleinsten Theatern herumgedrückt, habe bisweilen, durch die Not getrieben, auch andere Arbeiten auf mich genommen—Schneeschaufeln, Adressenschreiben und ähnliches. Zuletzt war ich in Rathenow in Brandenburg an einer Sommerbühne verpflichtet. Aber die Schmiere, anders kann ich dieses Kunstinstitut nicht bezeichnen, verkrachte schon nach vierzehn Tagen. Seit einer Woche bin ich nun brotlos. Meine Bemühungen, anderswo unterzukommen, scheiterten. Da dachte ich an dich...“

Schaper schwieg und trank hastig sein Glas leer.

„Ja, an dich, nachdem ich gestern hier in Berlin in der großen Abfütterungsanstalt bei Aschinger meine letzte Mark für einen warmen Bissen ausgegeben hatte.“

„Aber Fritz—ich begreife dich nicht. Warum kamst du denn nicht früher zu mir?“ unterbrach ihn Bornemann vorwurfsvoll. „Fürchtest du etwa, daß ich dich abweisen würde?! Kennst du mich wirklich so wenig?!“

Der Schauspieler schüttelt ernst den Kopf.

„Das wohl nicht. Aber der Plan, den ich dir unterbreiten will, ist erst heute morgen in meinem Kopf entstanden, als ich mich nach einer schlaflos verbrachten Nacht von dem harten Lager erhob, das ich in der Volksherberge in der Müllerstraße vorsichtigerweise gleich für acht Tage vorausbezahlt hatte.—Um mit der Hauptsache sofort herauszurücken: ich möchte dich um ein Darlehen zur Begründung eines Detektivinstitutes bitten.—Dein erstauntes Gesicht sagt mir, daß dir diese Idee etwas stark phantastisch vorkommt. Trotzdem hat sie einen ganz vernünftigen Hintergrund. Vor einem Jahr, als ich wieder einmal ohne Stellung war, habe ich in Frankfurt am Main vier Monate lang in Diensten eines solchen Instituts gestanden und dabei nicht nur den Geschäftsbetrieb ordentlich kennen gelernt, sondern persönlich auch Erfolge erzielt, die, wie der damalige Inhaber, ein Kriminalkommissar a. D., wiederholt betonte, weit über dem Durchschnitt standen. Deshalb beabsichtige ich jetzt, mir eine neue Existenz als Detektiv zu gründen. Alles ist so weit vorbereitet—nur das Geld fehlt mir. In der Dresdener Straße gibt es eine billige Parterrewohnung, die sich für meine Zwecke eignen würde, einen Bureauvorsteher habe ich in der Person eines Kollegen Lemke, dem es ebenso miserabel wie mir geht, auch schon gewonnen, die Zeitungsanzeigen sind im Entwurf fertig, durch die Berlin von der Gründung einer neuen ‚Detektei‘ Kunde erhalten soll—mit einem Wort: Ich

könnte morgen Eröffnung feiern, wenn... Und wegen der Beseitigung dieses ‚Wenn‘ kam ich zu dir. Nun weißt du alles.“

Eine Viertelstunde später hatte Fritz Schaper ein Päckchen Banknoten in seiner Brieftasche, die, solchen Inhalts ungewohnt, sich vor Stolz ganz gehörig aufblies.

Nachdem die alten Schulfreunde dann noch zusammen ein Mittagmahl in Bornemanns fürstlich eingerichteten Speisesaal zu sich genommen hatten, wie der neugebackene Detektiv es seit Jahren nicht einmal von weitem gesehen, trennten sie sich, da Schaper auch nicht eine Stunde länger mit der Verwirklichung seiner Pläne zögern wollte.

\* \* \* \* \*

Bert Matra ließ noch an demselben Tage seine Habseligkeiten nach seinem neuen Heim herüberschaffen. Am nächsten Morgen stellte er sich auch den übrigen Hausbewohnern in seiner Eigenschaft als Verwalter vor. So erfuhr er denn, daß sowohl der Rechnungsrat Schwarz als auch die Damen Bernhard erst vor einem Vierteljahr eingezogen waren, und daß das Gebäude bis dahin seit längerer Zeit leer gestanden habe.

Am Nachmittag erhielt er dann einen Rohrpostbrief von Bornemann, in dem dieser ihn bat, abends bestimmt zu ihm zu kommen. Als er zu der verabredeten Zeit des jungen Millionärs Arbeitszimmer betrat, fand er diesen eifrig damit beschäftigt, eine Anzahl von mit einzelnen Buchstaben bedeckten Zetteln zu ordnen.

„Was tust du denn da, du Allerweltsgenie?“ fragte der Schriftsteller, nachdem sie sich herzlich wie immer begrüßt hatten.

Bornemanns volles, rundes Gesicht verzog sich zu einem vielsagenden Lächeln.

„Bitte, setz dich, Bert.—Zigarre gefällig?—So, und nun höre und staune, was ich festgestellt habe: Kein anderer als Heidersen hatte dir damals die Annonce zugeschickt!“

Matra starrte den Freund ungläubig an. Er begriff nicht sofort, wie außerordentlich wichtig diese Mitteilung war, und welche Folgerungen sich leicht daran knüpfen ließen.

„Woher willst du das wissen?“ meinte er unsicher. „Und—welches Interesse sollte Heidersen haben, gerade mich—“

„Bitte, zerbrich dir nicht unnötig den Kopf“, fiel Bornemann ihm ins Wort. „Hinter dieser Geschichte steckt meines Erachtens irgendein Geheimnis. Davon war ich gleich fest überzeugt, als du mir erzähltest, welche eigenartige Wünsche der Alte hinsichtlich seines geschäftlichen Verkehrs und wegen der Bilder in deinem Zimmer geäußert hatte. Absichtlich sagte ich dir jedoch nichts von dieser meiner Vermutung. Ich wollte mir erst Gewißheit verschaffen.“

Er machte eine kurze Pause. „Sag’ mal, Bert“, fuhr er dann fort, „ist es dir gar nicht aufgefallen, daß Heidersen dich als Mieter annahm, während er Belling, gegen den doch auch nichts einzuwenden ist, ohne jede Angabe von Gründen ablehnte?“

„Allerdings, seltsam kam mir das vor“, meinte Matra. „Aber ich habe nicht weiter darüber nachgedacht.“

„Ich aber!“ versicherte der Millionär eifrig. „Und schon damals tauchte der Verdacht in mir auf, daß es Heidersen gerade um deine Person als Mieter für sein Zimmer zu tun war. Er wollte dich in seiner Nähe haben—deshalb der billige Preis, deshalb die Anzeige, die er dir zuschickte, um dich zu veranlassen,



zu ihm zu kommen.“ In Bornemanns Worten lag es wie ein versteckter Triumph über diese seine Entdeckungen.

„Alles doch nur Vermutungen, Alterchen“, meinte der Schriftsteller daraufhin achselzuckend. „Ich wiederhole, was ich schon vorhin sagte: Welches Interesse kann Heidersen an mir nehmen?“

„Auch das werden wir herauskriegen, Bert—verlaß dich darauf. Jedenfalls ist die Adresse auf dem Kreuzband und die Notiz am Rande des Anzeigenblattes von derselben Hand geschrieben, die auch die Visitenkarte an deines Wirtes Flurtür anfertigte—eben von der Heidersens. Bitte, betrachte dir diese Blätter hier. Es sind genaue Zeichnungen einzelner Buchstaben nach photographischen Vergrößerungen. Siehst du, wie auffallend sich diese beiden großen H ähneln, trotzdem der Schreiber sich alle Mühe gab, das H bei ‚Herrn‘ auf der Adresse des Kreuzbandes anders zu formen! Aber die merkwürdige Art, die Schleifen dieses Buchstabens auszurunden, vermochte der Schreiber doch nicht ganz loszuwerden. Die Gewohnheit war eben stärker als sein Wille. Derartige Ähnlichkeiten zwischen der verstellten und der wirklichen Handschrift habe ich im ganzen acht gefunden. Das genügt mir. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Heidersen dieser geheimnisvolle ‚Gönner‘ war, der dich auf die Anzeige, die er nur deinetwegen eingerückt hatte, aufmerksam machte.“

Matra war nun auch von der Richtigkeit dieser Feststellungen seines Freundes überzeugt.

„Also deshalb ließest du dir die Zeitung und das Kreuzband noch an demselben Tage von mir geben, an dem ich bei Heidersen gemietet hatte“, meinte er nachdenklich. Offenbar suchte er nach einer Erklärung, weshalb der alte Sonderling ihn auf diese Weise in sein Haus gelockt hatte.

„Ja, und aus demselben Grunde habe ich auch vorgestern, als du umzogst, mit meinem Westentaschenkodak, der so haarscharfe Bilder liefert, von der Visitenkarte einige Aufnahmen gemacht und von diesen wieder Vergrößerungen hergestellt, was für mich bei meinem reichen Material an photographischen Apparaten aller Art ein leichtes ist“, fuhr Bornemann fort. „Es handelt sich also nicht mehr um bloße Vermutungen, wie du vorhin annahmst, sondern um eine einwandfrei erwiesene Tatsache von weittragender Bedeutung—nämlich darum, daß Thomas van Heidersen ein großes Interesse daran gehabt hat, daß du—und zwar gerade du!—zu ihm ziehst!“

„Die Sache ist mir vollkommen unerklärlich“, meinte der Schriftsteller kopfschüttelnd und starrte den Freund ganz ratlos an. „Was hältst du davon, Edgar? Ich werde daraus nicht klug.“

„Glaube ich gern.—Aber es kommt noch besser. Ich habe nämlich noch mehr entdeckt, Bert.—Du weißt, daß ich dir vorgestern beim Einrichten deiner neuen Behausung half, und während du deine Bücher auspacktest, die Bilder und Photographien annagelte. Wie ich nun oben auf der Trittleiter stand und deine vortreffliche Kopie des Rembrandtschen Gemäldes ‚Nachtwache‘ neben dem riesigen alten Ölbild, das mit nicht weniger als acht Eisenhaken an die Mauer befestigt ist, aufhing, bemerkte ich etwas, das mir sofort höchst verdächtig vorkam. Das alte Ölbild des in die Tracht des 16. Jahrhunderts gekleideten Mannes hat nämlich nicht gemalte, sondern—Glasaugen, die tadellos eingesetzt sind und bei flüchtigem Hinsehen von unten aus niemandem auffallen würden. Anders bei mir, der ich mich auf der Leiter in gleicher Höhe mit dem Kopfe des Porträts, das sicher einen reichen Kaufherrn darstellt, befand.—Ahnst du, was diese sicherlich leicht zu entfernenden Glasaugen für ein Zweck haben, Bert?“

Matra nickte zerstreut. „Natürlich –! Das Bild hängt ja an der Wand zum Nebenzimmer hin, das zu Heidersens Wohnung gehört. Du glaubst, daß es in der Mauer eine Öffnung gibt, und der Alte mein Tun und Treiben durch die Augenhöcher beobachten will?“

„Genau dasselbe nehme ich an—genau dasselbe“, erklärte Bornemann eifrig, um dann hinzuzufügen: „Wenn wir nun noch in Betracht ziehen, daß Heidersen dir ausdrücklich verboten hat, die ihm gehörigen Bilder des Zimmers anzurühren, so gewinnt diese unsere Vermutung über den Zweck der Glasaugen bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Eines der Bilder verdeckt eben eine geheime Vorrichtung, die dir auf jeden Fall verborgen bleiben soll. Merkwürdigerweise sind nämlich all die anderen Stahlstiche usw. nur des Scheines wegen mit drei oder vier Haken an der Wand befestigt, wie ich mich vorsichtig überzeugt habe. Nur das große Porträt mit dem breiten Goldrahmen hat die acht Eisenhaken als Stützpunkte erhalten, trotzdem schon drei von diesen klobigen Dingen genügt hätten, um das Gemälde für alle Ewigkeit zu tragen.“

Matras Zigarre war längst ausgegangen. Er war so vollständig von seinen Gedanken in Anspruch genommen, daß er für nichts anderes mehr Sinn hatte. Unaufhörlich irrte sein Denken im Kreise: Heidersen der Absender des Zeitungsblattes, Heidersen der, der ihn durch diese raffinierte Maßregel gewonnen, der das Zimmer ganz neu eingerichtet, der das Gemälde für seine Absichten besonders präpariert hatte—und wozu das alles, wozu?!

„Du hast also ebenfalls noch nicht die geringste Ahnung, wozu ich diesem Menschen dienen soll, Edgar?“ fragte der Schriftsteller jetzt mißmutig.

„Nein. Aber das wird die Zukunft schon zeigen. Ist heute noch etwas geschehen, was mit Heidersen irgendwie zusammenhängt?“

Matra dachte nach. „Ja.—Ich habe heute die erste schriftliche Benachrichtigung von ihm in meinem Briefkasten gefunden, und zwar kurz bevor ich zu dir kam.“

Bornemann richtete sich interessiert in seinem Schreibsessel auf.

„Hast du den Brief mitgebracht?“

„Leider nein. Ich wußte ja nicht, daß er für uns so wichtig sein würde. Der Alte teilte mir mit—auf einem offenen, nur zusammengefalteten Zettel—daß er morgen früh verreisen will, und daß der neue Mieter, ein gewisser Ewald Pickler, bereits diesen Sonnabend einzieht—also übermorgen.“

„So.—Und das wäre alles?“ forschte Bornemann nochmals.

„Eigentlich ja. Aber vielleicht legst du Gewicht darauf, zu erfahren, daß Heidersens Aufwärterin, die ja auch meine Zimmer reinigt, taubstumm ist“, erwiderte Matra nach kurzem Besinnen.

„Taubstumm? So, so! Nun, das dürfte kein bloßer Zufall sein—wenigstens meines Erachtens. Ein dienstbarer Geist, der nicht horchen kann und sich zudem nur schwer mit anderen zu verständigen vermag, ist ein sehr bequemer Hausgenosse—meinst du nicht auch, Bert?“

„Für Heidersen vielleicht—für mich weniger. Ich muß der Frau nämlich alle meine Wünsche aufschreiben. Lesen kann sie zum Glück.“

Bornemann lachte belustigt.

„Ein recht gemütliches Heim, weiß der Himmel! Man verkehrt schriftlich miteinander, beobachtet sich durch die herausgeschnittenen Augen eines Porträtmaltes, hat so ein kleines Dutzend anderer Heimlichkeiten voreinander—alles für zehn Mark monatlich!—Mehr kann der Mensch nicht verlangen!—Doch, Scherz beiseite, wenn man alle diese Seltsamkeiten, die mit deiner neuen Woh-

nung zusammenhängen, einzeln betrachtet, so schauen sie nicht gerade bedenklich aus, zusammengenommen dagegen sehr, womit ich nur sagen will, daß eine gewisse Vorsicht immerhin am Platze ist. Deshalb kann es nichts schaden, Bert, wenn du jederzeit die Augen hübsch offen hältst. Irgendein Geheimnis liegt hier vor, darüber sind wir wohl einig. Und um nun dieser Sache auf den Grund zu gehen, habe ich einen Bekannten von mir, der sich seit heute hier in Berlin als Privatdetektiv niedergelassen hat, beauftragt, den alten Heidersen scharf zu beobachten.“

„Einen Bekannten?“ fragte Matra verwundert. „Wer ist dieser Herr? Kenne ich ihn?“

„Soweit ich weiß, nicht. Er heißt Fritz Schaper und war früher Schauspieler. Gestern suchte er mich auf und bat, ich möchte ihn doch so etwas begünstigen. Da kam es mir also recht gelegen, daß ich ihn nun gleich ein wenig in Nahrung setzen könnte.“

Davon, daß er dem alten Schulfreunde mit Geld ausgeholfen und ihm so erst die Gründung einer neuen Existenz ermöglicht hatte, erwähnte der in solchen Dingen überaus vornehm denkende Millionär kein Wort.

In demselben Moment hörte man an der Tür das ungestüme Kratzen und leise Winseln eines Hundes.

Eilfertig sprang der sonst etwas bequeme Bornemann auf. „Hallo, da ist ja auch Hektor von seinem Spaziergang zurück. Ich hatte ihn mit dem Chauffeur ein paar Stunden ausgeschickt.“

Kaum war die Tür geöffnet, als auch schon ein schlanker, schön gezeichneter Wolfshund ins Zimmer stürmte und seinen Herrn vor Freude bellend umsprang.

„Ruhig, Hektor—kusch dich!—So, und nun geh, begrüße den Onkel Matra.“

Gehorsam legte das kluge Tier seinen feinen, edlen Kopf mit den großen, verständigen Augen dem Schriftsteller in den Schoß. Und Matra, der dem Hund sehr zugetan war, begann ihm sofort das weiche Fell zu kraulen.—

Gegen halb zehn verabschiedete sich Matra dann.

Bornemann, welcher seinen Freund noch bis zur Flurtür begleitete, flüsterte ihm noch im letzten Moment zu:

„Heute nachmittag sind meine Schwiegereltern eingetroffen. Und morgen—ja morgen schon kommt sie, meine ‚Frau Hadwig‘...!“

„Wirklich?—Wann denn?—Darf ich mich nicht wenigstens zu der Begrüßung auf dem Bahnhof einfinden?“ bat der Schriftsteller, dem andern warm die Hand drückend.

Bornemann schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, Bert, die Feier morgen geht im allerengsten Familienkreise vor sich. Aber übermorgen, da bist du herzlich nach Wannsee eingeladen.—Gute Nacht, auf Wiedersehen!“

Matra versuchte dann daheim noch etwas zu arbeiten. Aber es fehlte ihm die nötige Stimmung, um das begonnene Romankapitel zu vollenden. Eine nervöse Unruhe ließ ihn immer wieder aufstehen und das Zimmer mit schnellen Schritten durchqueren. Öfters schaute er dann unwillkürlich zu dem großen Porträtgemälde mit den matt glänzenden Augen empor.

Wie eine geheimnisvolle Macht ging es von diesen Augen aus. Matra, gewiß nicht abergläubisch, drehte schließlich das Licht der dreiarmigen Krone an, da die Schreibtischlampe in den Ecken des Zimmers nur ein ungewisses Halbdunkel verbreitete, das den Schriftsteller heute störte. Er mußte wirklich alle Ener-

gie anwenden, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen. Doch bereits nach der ersten halben Seite machte sich der Einfluß des Bildes, das in seinem Rücken an der Wand hing, wieder fühlbar. Es ging nicht—die Glasaugen waren stärker als er.

Unmutig legte der die Feder hin, erhob sich und nahm in einem der Sessel am Mischeltisch Platz, um die Abendzeitung durchzusehen. Bald merkte er aber auch jetzt, daß seine Blicke über die Zeilen dahinglitten und er nichts von dem Gelesenen begriff. Seine Gedanken waren bei dem Gemälde, hinter dem jetzt vielleicht der magere Totenkopf Heidersen lauerte und neugierig auf ihn herabstierte. Und diese Vorstellung ließ sich durch keinerlei Mittel hinwegscheuchen.

Endlich gab Matra den Kampf auf und suchte im Schlafe Vergessen zu finden.—Auch das half nicht viel. Stundenlang lag er noch wach und horchte mit angespannten Sinnen auf jedes Geräusch im Hause.

## Kapitel 4

Edgar Bornemann ging wartend auf dem Bahnsteig drei des Anhalter Bahnhofs auf und ab. Die Ungeduld hatte ihn einen volle halbe Stunde zu früh von Hause fortgetrieben. Und jetzt schlichen die Minuten förmlich. Alles mögliche hatte er schon versucht, um die Zeit sich zu verkürzen. Und doch fühlte er, wie ihm das Herz vor Nervosität in immer schnelleren Schlägen klopfte.

Der elegant gekleidete Herr, der mit einem in Seidenpapier eingehüllten Strauß unruhig auf und abschnitt, zog manchen neugierigen Blick auf sich. Jetzt passierten zwei Offiziere in Uniform die Sperre und kamen langsam näher.

Bornemann machte plötzlich kehrt und verschwand hinter dem kleinen, mitten auf dem Perron stehenden Diensthäuschen.

„Die fehlen mir gerade noch!“ brummte er ärgerlich. „Hoffentlich haben sie mich nicht bemerkt...!“

Er hatte Glück. Ratternd fauchend lief jetzt der D-Zug in die mächtige, von Ruß geschwärzte Halle ein.

Wenige Minuten noch, und er hielt Hildegard Börner wortlos in den Armen. Was kümmerten ihn die Menschen, die das junge Paar lächelnd musterten, was kümmerten ihn die beiden Oberleutnants, die ihn längst erkannt hatten und nun voller Interesse die junge Dame beäugten, der jetzt der Diener des Millionärs die Handtasche abnahm, um dann in angemessener Entfernung seinem Herrn zu folgen. Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu, beide wie im Traum. Hildegards Augen schimmerten feucht... Und um die aufsteigenden Tränen tiefsten Glücks zu verbergen, tauchte sie jetzt ihr von innerster Seligkeit verklärtes Gesichtchen tief in die duftenden, dunkelroten Rosen.

Unten auf der Straße vor dem Hauptportal hielt ein elegantes, blitzendes Privatauto. Der Diener hatte schon die Türe geöffnet, stand nun kerzengerade daneben.

„Steig ein, Liebling“, flüsterte Bornemann.

Sie zögerte etwas. Ein Blick in das Innere hatte ihr hellseidene Polster, einen raffinierten Luxus der Ausstattung enthüllt.

Und dann rollte das Auto davon, wand sich durch das Straßengewühl der Riesenstadt mit der Geschicklichkeit eines lebenden Wesens. Eng aneinander geschmiegt saßen die beiden da, ganz, ganz dicht. Er hatte Ihre Hände zwi-

schen die seinen genommen und schaute immer aufs neue in dies geliebte, so lang entbehrte, reizvolle Antlitz, aus dem ihm ein Paar wunderbare Augen mit tiefer Zärtlichkeit entgegenleuchteten.

Was er zu ihr sprach? Törichte, zusammenhanglose Worte, und doch besagten sie so unendlich viel.

Nur langsam wurde er ruhiger.

„Du leichtsinniger Verschwender“, meinte sie jetzt mit sonnigem Lächeln. „So teure Rosen! Und dann das Auto! Das muß ja eine Unsumme Miete kosten! Sogar ein Diener neben dem Chauffeur! Wo hast Du das alles nur aufgetrieben?!“

„Gefällt dir der Wagen, Liebling?“ fragte er glücklich.

„Das wohl. Aber eine Fahrt in einem solchen Luxusgefährt paßt nicht recht zu unseren Verhältnissen“, erwidert sie zögernd.

Bornemann schüttelt anscheinend betrübt den Kopf.

„Ich wollte mein Bräutchen doch in recht würdiger Weise dem neuen Heim der Eltern zuführen. Etwas leichtsinnig mag's ja gewesen sein.“

Sie sah nicht, wie es um seine Mundwinkel zuckte und wetterleuchtete.

Das Auto hatte soeben das Brandenburger Tor passiert und bog jetzt in die schnurrgerade Charlottenburger Chaussee ein.

„Da—die Siegesallee“, machte er sie auf die von Marmorgruppen eingefasste Prachtstraße aufmerksam.

Immer weiter ging's in einem Tempo, daß Hildegard bisweilen fast ein wenig angst wurde.

Jetzt tauchten zu beiden Seiten weite Kiefernwaldungen auf.

„Der berühmte Grunewald, Liebling. Etwas eintönig auf die Dauer.“

Eine knappe Viertelstunde später waren sie am Ziel.

Der Diener riß die Tür auf. Staunend stieg Hildegard Börmer aus. Ein Blick in die Runde, ein Ausruf des Entzückens.

Eine schloßartig gebaute Villa war's, vor deren breiter Freitreppe das Auto hielt. Das schneeweiße Gebäude mit den vergoldeten Ziergittern vor den Fenstern hob sich gegen den dunklen Hintergrund eines mit Tannengruppen bepflanzten, sanft an der Berglehne ansteigenden Parkes wie eine Silhouette ab. Der Vorgarten, eine weite Rasenfläche mit einer Marmorfontäne in der Mitte, senkte sich sacht zu dem Ufer des Wannsees hinab, auf dessen im Sonnenlicht glänzenden Spiegel eine Anzahl Jachten mit weißen, leuchtenden Segeln dahinglitten.

Hildegard Börmer stand noch immer wie gebannt.

Dann eine verwunderte, ungläubige Frage:

„Ist dies—dies dein—Häuschen, Edgar?“

Bornemann fühlte seine Augen feucht werden.

So, genau so hatte er sich diese Szene immer in Gedanken ausgemalt. Und—da kamen auch schon Vater und Mutter Börmer eilig die Treppe heruntergetrippelt.

„Hilde – Hilde!“

Das junge Mädchen fuhr herum, flog ihnen entgegen.

„Mutter—Vater!“

Stumm, ergriffen schaute der Millionär auf die Wiedervereinten. Er sah, wie der alte Herr dem Töchterchen jetzt etwas zuflüsterte, wie er stolz auf den Schwiegersohn wies.

Da war ‚Frau Hadwig‘ schon neben ihm.

„Ist's wahr?—Ist's wahr, was Vater mir eben erzählte—du—du ein Millionär? Das Auto—hier die Villa—alles dein Eigentum?“

„Ja, Liebling, und das war mein Geheimnis!—Ist mir die Überraschung glücklich?“

Hildegard lehnte sich an ihn, faßte beinahe scheu nach seiner Hand. „Ich habe dir viel abzubitten, unendlich viel, du Guter...“

\* \* \* \* \*

Doktor Matra unterrichtete nun schon seit fünf Jahren den einzigen Sohn des Barons von Barnbiel, da der lebhaftere, aufgeweckte Knabe für alles andere mehr Interesse zeigte als gerade für die trockenen Schulwissenschaften, und sein Vater ihm nach Möglichkeit das Vorwärtskommen erleichtern wollte. Mit der Zeit war der junge Schriftsteller, dessen äußere Erscheinung und tadellose Umgangsformen ihn überall zu einem gern gesehenen Gast machten, mit der Familie des Barons derart verwachsen, daß man ihn wie einen lieben Freund und nicht wie einen bezahlten Privatlehrer behandelte, besonders da Bert Matras Vater bis zu seinem Tode die schlesischen Güter des Herrn von Barnbiel zu dessen größter Zufriedenheit verwaltet und der Baron dasselbe Vertrauen, das er einst seinem treuen Oberinspektor geschenkt, auch auf dessen Sohn übertragen hatte.

Jeden Nachmittag gegen einhalb fünf Uhr fand sich der Schriftsteller in der eleganten Grunewald-Villa ein, die der Baron nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Gemahlin erworben und ganz nach seinem Geschmack hatte ausbauen lassen.

Auch am Tage nach der denkwürdigen Unterredung mit Edgar Bornemann wanderte Bert Matra, nachdem er am Ringbahnhof Halensee die elektrische Straßenbahn verlassen hatte, zu Fuß durch die sauber gepflegten Straßen der Villenkolonie dem Barnbielschen Hause zu. Wie er eben den Bismarckplatz überschritt und in die breite Allee einbog, wurde er von einem älteren, elegant gekleideten Herrn mit grauem Vollbart angerufen.

„Matra—hallo—einen Augenblick!“

Es war Baron von Barnbiel, der sich ebenfalls auf dem Nachhausewege befand.

Die Herren schritten dann nebeneinander weiter.

„Heinz erzählte mir, daß Sie umgezogen sind“, begann Barnbiel die Unterhaltung. „Wie gefallen Sie sich denn in Ihrem neuen Heim?“

Matra mochte den alten Herrn nicht belügen. „Ehrlich gesagt—gar nicht, Herr Baron“, erwiderte er daher etwas zögernd.

„So?! Gewöhnlich stellen sich die Mängel einer neuen Behausung doch erst später heraus“, meinte Barnbiel lächelnd. „Freilich, Ihr Schriftsteller seit zu meist unpraktische Leute, die sich leicht übervorteilen lassen.—Nicht übelnehmen das letzte, Doktor! War nicht böse gemeint“, setzte er herzlich hinzu.

Matra fühlte sich verpflichtet, schon um sich gegen den Vorwurf eines vorschnellen Mietsabschlusses zu verteidigen, dem Baron die merkwürdige Geschichte, wie er zu dem möblierten Zimmer bei Thomas van Heidersen gekommen war, zu erzählen. Zum Schluß bat er dann, der Baron möchte über das Gehörte Stillschweigen bewahren, da Edgar Bornemann versuchen wolle, dieses Geheimnis mit Hilfe eines Detektivs zu enträtseln.

Barnbiel, der gespannt dem Berichte des Schriftstellers gefolgt war, beeilte sich zu versichern, daß er selbstredend mit niemandem über die Sache sprechen werde.

„Ihres Freundes Ansicht“, erklärte er dann, „teile ich in allen Stücken. Ganz sauber ist diese Affäre nicht. Und wer weiß, was alles dahinter steckt. Jedenfalls seien Sie vorsichtig, lieber Freund, und halten Sie Ihre Tür nachts stets gut verschlossen. Allzu große Sorglosigkeit ist Leichtsinn—das habe ich am eigenen Leibe vor einem halben Jahre erst erfahren müssen, als mir mein Kammerdiener Harprecht mit meiner schönen Edelsteinsammlung durchbrannte—auf Nimmerwiedersehen leider!“

Inzwischen waren die beiden Herren vor der Villa angelangt und betraten durch das schmiedeeiserne Gittertor den Vorgarten.

Hier blieb der Baron plötzlich stehen. „Beinahe hätte ich’s vergessen, Doktor. Auch ich habe eine Überraschung für Sie bereit. Ja, denken Sie—gestern abend ist mein kleiner Wildfang plötzlich ganz unangemeldet heimgekehrt.“

Der junge Schriftsteller blickte den Baron zweifeln an.

„Baronesse Isa?“

„Allerdings! Und—eigentlich sind Sie daran schuld, daß mein Sprühteufelchen der strengen Aufsicht der Frau v. Queisner so schnell entwichen ist“, meinte Barnbiel mit vergnügten Lächeln.

„Ich, Herr Baron?“

„Nun freilich.—Machen sie aber kein so entsetztes Gesicht, Doktor. Die Sache liegt einfach so, daß Frau v. Queisner es nicht länger dulden wollte, daß Sie Isa hin und wieder ein Brieflein zukommen ließen. War sehr verkehrt von der Dame. Hätte sich an mich wenden sollen. Ich würde sie dann schon darüber aufgeklärt haben, daß Sie ein alter Freund meines Hauses sind. So aber... Na, kurz und gut, die Queisner ließ gestern nachmittag Isa zu sich rufen und verbot ihr diese Korrespondenz.—Und mein resolutes Fräulein Tochter hat dann wohl dort eine Szene aufgeführt, die sicher die recht einschneidenden Meinungsverschiedenheiten noch vergrößerte und damit endete, daß Isa ihre sieben Sachen packte und—abreiste.“

Matra war eine verlegene Röte ins Gesicht gestiegen.

„Es tut mir sehr leid, Herr Baron, daß durch...“

Doch der alte Herr ließ ihn nicht ausreden.

„Eine Entschuldigung Ihrerseits ist völlig überflüssig, lieber Doktor. Aufrichtig gestanden—ich freue mich eigentlich, daß der kleine Wildspuk wieder da ist. War doch sehr still im Hause ohne sie. Das brauchen Sie Isa aber nicht gerade zu sagen. Sonst denkt Sie noch wunder was für einen Geniestreich begangen zu haben!—Auf Wiedersehen, Doktor. Will noch mal nach den Treibhäusern hinten im Park sehen.—Noch eins. Sie müssen heute zum Abendbrot bleiben und an der Begrüßungsbowle für das Sprühteufelchen teilnehmen.“

Eine Stunde später betrat Isa von Barnbiel nach vorsichtigem Anklopfen das Bibliothekzimmer der Villa, in dem Bert Matra sich mit seinem jungen Freunde Heinz aufzuhalten pflegte.

„Schon fertig mit dem Pensum, Herr Doktor?—Ich wollte Sie gerne begrüßen. Papa hat Ihnen ja schon erzählt, daß ich sozusagen aus Dresden—ausgekniffen bin.“

Matra umfing ihre schlanke, zierliche Erscheinung mit dem vollen, blonden Haar und dem pikanten Gesichtchen, aus dem ein Paar große, dunkle Augen temperamentvoll hervorleuchteten, mit einem freudigen Blick. „Kommen Sie nur, gnädigste Baronesse, Sie stören gar nicht. Wir haben soeben Schluß gemacht“, sagte er dann zu der noch zögernd an der Tür Stehenden.

Isa zog ein allerliebstes Schmolmälchen.

„Gnädigste Baronesse!!—Sie sollen mich doch nicht so nennen, sehr—geehrter—Herr Doktor!!—wie oft muß ich Ihnen das wiederholen! Haben Sie denn die schöne Zeit ganz und gar vergessen, wie wir im Park unseres Stammgutes heruntollten, wir beide—Sie der fröhliche, achtzehnjährige Student und ich das kleine, dumme, elfjährige Mädchen, das so stolz darauf war, einen so großen Spielgefährten zu haben! Und—ich hätte mich über Ihre gelegentlichen Briefe und Karten auch viel, viel mehr gefreut, wenn nicht immer diese offizielle Anrede mich gestört haben würde. Für Sie bin ich Fräulein Isa—bitte, bitte, sehr—geehrter—Herr Doktor!“

Mit reizendem Lächeln streckte sie ihm jetzt ihre feine, schmale Hand hin. Länger als nötig hielt Bert Matra diese weichen Finger umspannt, von denen ein heißer Strom in seinen Körper überzufließen schien. Wieder trafen sich ihre Blicke.— —Und jetzt, in diesem Augenblick, merkte Isa von Barnbiel zum erstenmal, welch tiefe, werbende Zärtlichkeit in des Schriftstellers dunklen Augen lag. Der feine Instinkt des Weibes verriet ihr das Richtige.—Und in holder Verwirrung entzog sie ihm ihre Hand und begann hastig von etwas anderem zu sprechen.

Bert Matra aber war urplötzlich der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden. Die Hoffnung hatte Einzug gehalten in sein zages Herz, und frohe Zuversicht sich seiner bemächtigt.

Heinz von Barnbiel hatte inzwischen seine Bücher und Hefte fortgepackt und sich daher um die beiden nicht weiter gekümmert. Jetzt reckte er die Arme in jugendlichem Kraftgefühl und meinte aufatmend: „So—nun bin ich frei! Wie wär's mit einer Partie Tennis? Das Wetter ist prächtig.“

## Kapitel 5

Erst gegen elf Uhr abends verabschiedete sich Matra von dem Baron und Isa, mit denen er nach dem Abendbrot in zwangloser Unterhaltung in dem Balkonzimmer bei halb offenen Türen gegessen hatte.—Als er auf die stille Straße hinaustrat, blieb er einen Augenblick stehen und sog die erquickende Nachtluft tief in die Lungen ein. Das freudige Glücksgefühl hatte vorgehalten. Und so machte er sich denn in selten froher Stimmung auf den Heimweg.—Da—hinter ihm eilige Schritte und eine bekannte Stimme: „Bert—so warte doch!“

Es war Edgar Bornemanns großkariertes englischer Frühjahrsulster, der sich aus dem Halbdunkel der Promenade loslöste.

„Weißt du auch, wie lange ich hier schon auf dich warte?“ begann er mit gut gespielter Entrüstung. „Eine volle halbe Stunde! Der Wächter von der Wach- und Schließgesellschaft betrachtete mich schon ganz mißtrauisch, als ob er in mir einen Gauner vermutete, der Schmiere steht. Komm, laß uns weitergehen. Da hinten erscheint der Mann mit seinem Köter an der Leine schon wieder.“

„Dann ist doch fraglos irgend etwas Wichtiges passiert“, meinte Matra, gespannt dem Freunde ins Gesicht blickend.

„Verschiedenes sogar. Zunächst: meine Frau Hadwig ist eingetroffen! Das bleibt die Hauptsache!—Um dir diese Freudenbotschaft mitzuteilen, bin ich hier allerdings nicht auf- und abspaziert.“

„Woher wußtest du denn überhaupt, daß ich noch bei Barnbiels war?“ meinte der Schriftsteller erstaunt.



Bornemann klopfte ihm lachend auf die Schulter.

„Weil Hildegard mir von dem Krach in dem Pensionat und der Abreise Isa von Barnbiels erzählt hat. Unter diesen Umständen konnte ich mir leicht zusammenreimen, daß man dich zum Essen dabehalten würde. Außerdem habe ich auch deinen schönen Charakterkopf in der offenen Tür auftauchen sehen, als ich das erstemal an der Villa vorüberging.—Doch nun zur Sache.—Thomas van Heidersen, dieser Rätselmensch, hat nämlich gezeigt, daß er sehr mit Vorsicht und Geschick zu behandeln ist.“

„Wie soll ich das verstehen?!“ Fast unfreundlich klang's. Denn Bert Matra war es durchaus nicht recht, daß man so unvermittelt seine Glücksstimmung zerstörte.

„Du wirst schnell begreifen“, erwiderte Bornemann gelassen. „Mein Freund, der Detektiv Schaper, kam heute gegen sechs Uhr nachmittags nach Wannsee hinaus, nachdem er mich in der Tiergartenstraße vergeblich gesucht hatte, und erstattete mir den ersten Bericht. Er hatte morgens in aller Frühe als Arbeiter verkleidet vor eurem Hause in der Philippstraße Posto gefaßt, um rechtzeitig bei Herrn van Heidersens Aufbruch zu der angeblichen Reise dabei zu sein. Um sieben Uhr verließ dieser wirklich mit einem kleinen Handkoffer sein Heim und—begab sich nicht etwa zu einem Bahnhof—o nein! Die Sache wurde ganz, ganz anders. Zunächst nahm der Alte in der Hauptstraße ein Auto und fuhr zum Reichstagsgebäude, wo er ausstieg und, sich des öfteren vorsichtig umschauend, den Weg nach der Siegesallee einschlug. Schaper hatte alle Mühe, ihm unauffällig zu folgen, da Heidersen offenbar mit der Möglichkeit rechnete, daß ihm jemand nachschlich. Auch sein weiteres Verhalten sprach dafür, wie wenig sicher er sich fühlte und wie er auf jeden Fall verhindern wollte, daß einem Aufpasser das Ziel seiner Kreuz- und Querfahrten bekannt würde. Beinahe zwei Stunden dauerte es, bis der Alte endlich wieder nach Schöneberg zurückkehrte und in einem Hause der Werterstraße, wo sich nur billige Mietskasernen befinden, verschwand.“

„Wetterstraße? Die liegt ja keine drei Minuten von der Philippstraße entfernt“, warf Matra interessiert ein.

„Allerdings. Und schon daraus ersiehst du, daß es Heidersen nur darum zu tun war, seine Fährte zu verwischen.—Höre weiter. Der Detektiv schlich nach einer Weile ebenfalls in das Haus hinein, um festzustellen, ob dieses nicht etwa einen zweiten Ausgang hatte. Dann erst betrat er ein gegenüberliegendes Restaurant, von dessen Fenster aus er die Straße bequem beobachten konnte. Doch Stunde um Stunde verging. Heidersen erschien nicht wieder. Schließlich kam Schaper auf die Idee, ob der Alte nicht womöglich in dem Hause eine zweite Wohnung unter anderem Namen gemietet hätte. Er suchte also den Portier auf und erkundigte sich unter einem geschickt ersonnenen Vorwand nach einem älteren Herrn, indem er Heidersens Äußeres genau beschrieb. Der Portier besann sich auch wirklich auf den Gesuchten, indem er erklärte, den Namen des Betreffenden wisse er zwar nicht. Doch sei dieser mit einem Rentier Ewald Pickler, der vorn in der zweiten Etage eine Dreizimmerwohnung seit drei Monaten gemietet habe, augenscheinlich eng befreundet. Worauf der Detektiv dem Portier zur Vorsicht streng untersagte, ja niemandem etwas von ihrem Gespräch zu erzählen, da es sich um eine Angelegenheit handle, die später noch die Polizei beschäftigen werde. Ein Zehnmarkstück, welches Schaper schlauerweise dem Manne außerdem noch als Schweigegeld in die Hand drückte, wirkte derart, daß dieser in seinem Diensteifer dem Detektiv auch die Person jenes

Ewald Pickler ganz eingehend schilderte und dann ebenso bereitwillig in die zweite Etage hinaufstieg, um in der Wohnung des Rentiers nachzusehen, ob die Fensterverschlüsse überall in Ordnung wären—in Wahrheit natürlich nur, um festzustellen, ob Heidersen sich noch immer bei seinem Freunde aufhielt.

Die Auskunft, die der Hausdiener nach etwa fünf Minuten dem Detektiv überbrachte, lautete dahin, daß Ewald Pickler sich ohne Zweifel zurzeit allein in seinen Räumen befände. Mit einem Wort—unser Schmerzenskind Thomas Heidersen ist uns trotz aller Vorsicht entwischt und dürfte das Haus in dem Moment verlassen haben, als der Detektiv für einen Augenblick den Waschraum des Restaurants aufsuchte. Anders ist sein Verschwinden jedenfalls nicht zu erklären.—Nun, wenn wir auch dieses Mal Pech gehabt haben und der Alte unserem braven Schaper entronnen ist, so ist ja noch nicht aller Tage Abend! Eins haben wir heute hinzugelernt: nämlich, daß man Heidersen, um seine Spur bei einer zweiten Reise nicht zu verlieren, mindestens zwei Spürhunde an die Fersen heften muß und daß wir hier einem ebenso gefährlichen wie verschlagenen Gegner gegenüberstehen, der uns sicherlich noch manche Nuß zu knacken geben wird.“

Matra hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Als der Millionär jetzt schwieg, meinte er erregt:

„Unglaublich, wirklich unglaublich! Und das ist nun die ruhige, stille Wohnung, die ich bei diesem Heidersen zu finden hoffte! Da lebte ich ja wahrhaftig bei der dicken Frau Lange wie im Paradiese trotz der ewigen Klavierpaukere! Was hat mir die Philippstraße beschert? Aufregungen, Geheimnisse, schlaflose Nächte! Hätte ich das nur geahnt, ich wäre nie darauf eingegangen, niemals! Und am liebsten möchte ich noch heute meine Sachen packen und einfach verschwinden—wirklich, das wäre wohl das allerbeste!“

„Wirst du schön bleiben lassen, Bert“, entgegnete Bornemann trocken. „Oder aber ich würde annehmen, daß mein guter Bert Matra blasse Angst vor Heidersen hat!“

„Angst—Angst!“ brauste der Schriftsteller auf. „Du weißt sehr gut, wie unbekannt mir diese Gefühlsregung ist.—Nein—meine Ruhe will ich haben, arbeiten will ich und mich nicht durch Dinge, die mich im Grunde nichts angehen, stören lassen! Meinst du denn, es ist so außerordentlich behaglich, wenn man jeden Moment annehmen muß, daß ein Fremder einen von oben herab durch die Augen des Gemäldes anstiert und jeden Schritt überwacht? Der Gedanke macht mich nervös, lenkt mich ab.—Das ist der einzige Grund, der mich aus dem verflixten Hause hinaustreibt.“

Bornemann schob jetzt seinen Arm in den des Freundes.

„Glaube ich dir gern, Bert“, meinte er wie entschuldigend. „Aber trotzdem mußt du nun noch eine Weile dort aushalten, wenn es dir auch schwer wird. Wir müssen hinter dies Geheimnis kommen, das die Person Heidersens umgibt—schon in deinem Interesse. Du bist es, den der Alte zu sich in sein Haus gelockt hat, mit dir hat er fraglos auch irgend etwas Besonderes vor! Und das werden wir aufklären, weil wir ja gar nicht wissen können, ob es sich hier nicht um verbrecherische Pläne handelt, die dir selbst dann Gefahr bringen, wenn du deine neue Wohnung schleunigst wieder verläßt! Bis jetzt sind wir ja auch diejenigen, lieber Alter, die mehr Trümpfe im Spiel haben. Denn wir sind vor Heidersen gewarnt, während der vorläufig unmöglich ahnen kann, daß der Feldzug gegen ihn bereits begonnen hat. Du wirst also hübsch brav sein und die Flinte nicht schon jetzt ins Korn werfen!—Auto—halt!—Bitte, steig' ein.—Schaper

wartet auf uns im Bierpalast ‚Siechen‘ am Potsdamer Platze. Dort wollen wir das Weitere besprechen.“

Gleich darauf rollte das Automobil den breiten Kurfürstendamm hinunter dem Zentrum der Riesenstadt entgegen.

Matra war recht erstaunt, in dem Detektiv einen jüngeren, sehr elegant gekleideten Herrn vorzufinden, an dem das glattrasierte, scharfmarkierte Gesicht unfehlbar den früheren Schauspieler verriet. Schaper saß im ersten Stock des Gasthofs in einer Ecke an einem kleinen Tische, den er mit Zähigkeit gegen alle Anfragen platzsuchender Gäste glücklich verteidigt hatte, wie er Bornemann vergnügt erklärte.

Nachdem der Kellner den beiden Freunden gleichfalls den köstlichen Trank in Halbliterkrügen gebracht hatte, begann der Detektiv sofort mit der Erledigung der geschäftlichen Fragen, wie er die Angelegenheit von seinem Standpunkt aus ganz richtig bezeichnete.

„Ich muß nämlich offen gestehen, daß ich müde bin wie der berühmte Hund, der bei solchen Anlässen stets herhalten muß. Wenn man von sechs Uhr morgens an ununterbrochen auf den Beinen ist, hat man ein gewisses Anrecht auf sein Bett“, meinte er leise gähnend. „Dieser Meister Thomas verstand es, mich herumzuhetzen, wie selten einer. Auto, Elektrische, Taxameter, Autobus, sogar Untergrundbahn—alles haben wir in den Stunden, wo ich hinter ihm her war, ausprobiert. Und zum Schluß ist uns das Vöglein doch noch entwischt.“

Die letzten Worte richtete er mehr an Matra, wohl in der Annahme, daß dieser über den Ausgang der Jagd noch nicht orientiert sei.

„Mein Freund erzählte mir bereits von diesem Mißerfolg“, sagte der Schriftsteller daraufhin in demselben Flüsterton, den auch Schaper vorsichtshalber gebrauchte.

„So. Dann kann ich mich ja ganz kurz fassen.—Hat Bornemann Ihnen auch bereits hinsichtlich des Gemäldes mit den Glasaugen die zwischen uns vereinbarten Verhaltensmaßregeln mitgeteilt, Herr Matra?“

„Nein. Haben Sie denn etwas Besonderes damit vor?“

Der Detektiv schüttelte den Kopf. „Es wäre ein nicht wieder gutzumachender Fehler, wenn wir jetzt die Abwesenheit Heidersens dazu benutzen würden, das Gemälde und die dahinterliegende Wand einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Ich bin nämlich überzeugt, daß Heidersen Vorkehrungen getroffen haben wird, die uns sofort verraten würden, sobald wir das Gemälde auch noch so vorsichtig von seinem Platze entfernen. Dann ist er gewarnt, dann weiß er, daß Sie ihm mißtrauen, Herr Matra—und niemals mehr würden wir zu unserem Ziele kommen. Dazu ist der Alte zu gerieben. Deshalb heißt es in diesem Punkte: Abwarten!“

Der Schriftsteller konnte dieser Ansicht nur beipflichten.

„Daß es sich hier um irgendwelche nicht ganz harmlosen Pläne handelt“, fuhr Schaper ebenso leise fort, „unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Art und Weise wie Heidersen Sie in sein Haus als Mieter hineinzubringen wußte, ist ja schon höchst verdächtig. Bedenkt man weiter, daß der Alte heute vormittag wie ein gewiegter Gauner seine Spur zu verwischen suchte—ganz abgesehen von dem merkwürdigen Bilde in Ihrem Zimmer, so gewinnt auch die Person des Mannes, dem Heidersen nach diesen Kreuz- und Querfahrten einen Besuch abstattete und mit dem er gut befreundet ist, für uns ein erhöhtes Interesse.—Betrachten wir uns diesen Freund Ihres ‚Wohltäters‘ nun einmal genauer.—Zu welchem Zweck dürfte wohl dieser Ewald Pickler jetzt noch eine zweite Woh-

nung bei Heidersen beziehen, wo er doch seine jetzige noch für ein ganzes Jahr gemietet hat?! Und wie kommt es, daß der Diener des Hauses in der Werterstraße keine Ahnung davon hat, daß Pickler auszuziehen gedenkt, und zwar bereits morgen?! Und weshalb will Pickler, wofür verschiedene Anzeichen sprechen, es sorgfältig geheimhalten, daß ihm fortan zwei Behausungen zur Verfügung stehen?—So hat er sich z. B. noch vor einer Woche, wie mir der Hausdiener erzählte, das Schlafzimmer in der Werterstraße auf seine Kosten neu tapezieren lassen, also doch zu einer Zeit, wo er unbedingt schon gewußt haben muß, daß er baldigst die andere Wohnung beziehen würde. Ferner hat er jetzt am 1. April die Miete für ein ganzes halbes Jahr vorausbezahlt—natürlich nur, damit der Hauswirt sich um ihn nicht weiter kümmert.—Nein, für mich steht es außer Frage: dieser Ewald Pickler braucht eben zwei Wohnungen, die ihm jeder Zeit zugänglich sind. Und deshalb regelt er die Sache so, daß er, um sich nicht verdächtig zu machen, seinem Wirt in der Werterstraße völlig geheim hält, daß er bei Heidersen noch einen Unterschlupf gefunden hat. Hierbei kommt ihm seine Lebensweise sehr zustatten. Er verreist nämlich sehr häufig, öfters wochenlang, erscheint dann ganz plötzlich wieder, um bald abermals zu verschwinden. Was er treibt, wovon er lebt, weiß niemand. Er nennt sich Rentier! Das ist auch so ein Beruf, hinter dem sich alles mögliche verbergen kann.— Und nun, Herr Matra, vergleichen Sie bitte einmal mit diesen Angaben über Ewald Pickler das, was Sie von Heidersen wissen und was ich Ihnen noch ziemlich ausführlich ergänzen kann, da ich heute nachmittag auf einen Sprung auf dem für die Werter- und die Philippstraße zuständigen Polizeirevier war und mich dort von dem Wachtmeister so etwas über Heidersen erkundigte.“

„Letzteres ist auch mir ganz neu“, unterbrach der junge Millionär hier den Detektiv. „Davon hast du mir bis jetzt keine Silbe gesagt.“

Schaper lächelte. „Ich wollte mir doch auch für dich noch eine Neuigkeit für den Abend aufsparen, lieber Bornemann.“

„Nun—und was erfährst du über Heidersen?“

„Manches für uns recht Interessante. Er ist von Köln nach Berlin gekommen, gerade so wie Ewald Pickler auch.“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Bornemann. „Also beide aus Köln! Schau einer an!“

„Ja—und beide waren, bevor sie das mühelose Gewerbe eines Rentiers ergriffen, Diamantenhändler, wie aus ihren Papieren hervorging.“

Der Detektiv richtete das Wort jetzt wieder an den Schriftsteller, der diese Neuigkeiten vergeblich zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenzustellen suchte, um daraus seine eigenen Schlüsse ziehen zu können.

„Ich sehe es Ihrem grüblerischen Gesichtsausdruck an, Herr Matra, wie nachdenklich all diese Tatsachen Sie stimmen. Genau so erging es mir heute nachmittag. Am auffälligsten erscheint mir jedoch die Lebensweise dieser beiden Leute: Sowohl Heidersen als auch Pickler pflegen nicht den geringsten Verkehr und unternehmen des öfteren Reisen, die sie längere Zeit von Berlin fernhalten und deren Zweck niemand kennt.—Meinen Sie nun nicht auch, Herr Matra, daß die Wahrscheinlichkeit sehr dafür spricht, daß die beiden diese Fahrten gemeinsam machen—vielleicht zu irgendwelchen verbrecherischen Zwecken! Wer kann das wissen?!—Jedenfalls aber wird Ihnen das eine nun sicher auch schon klar geworden sein: diesen Heidersen und Pickler zu entlarven, ist des Schweißes der Edlen wohl wert! Doch, meine Herren, die Kellner

beginnen bereits die Aschenbecher und Mostrichnäpfe fortzuräumen—ein Zeichen für die Gäste, daß es Zeit ist aufzubrechen.“

Bornemann hob wie abwehrend die Hand.

„Halt—ehe ich's vergesse, Bert!—Schaper hat heute nachmittag den Vorschlag gemacht, du sollst zu deiner eigenen Sicherheit vorläufig meinen Hektor in Pflege nehmen. Wie denkst du darüber?“

„Ich bin einverstanden“, meinte der Schriftsteller, dem es ganz angenehm war, daß er in dem unheimlichen Zimmer nicht mehr allein die Nächte zuzubringen brauchte. „Hoffentlich hat aber mein Herr Hauswirt nichts dagegen.“

„Na, versuchen können wir's ja auf alle Fälle“, bestimmte Bornemann kurz. „Du sagst dem Alten einfach, der Hund gehöre einem Freunde, der auf kurze Zeit verreist sei. Unter diesen Umständen wird er gegen den Aufenthalt Hektors in seinem Hause kaum etwas einwenden. Morgen vormittag bringe ich dir meinen vierbeinigen Freund, der dir ja ebensogut gehorcht wie mir.“

„Und morgen zieht auch Herr Ewald Pickler in die Philippstraße 16!“ fügte der Detektiv bedeutungsvoll hinzu. „Da werden Sie den Mann ja gleich von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, Herr Matra.“

Dieser zuckte ärgerlich die Achseln.

„Mir wäre wohler, wenn ich das Haus nie gesehen hätte! Trotzdem—ein Spielverderber bin ich nicht. Ich werde auch meinerseits alles tun, um diese Geheimnisse aufklären zu helfen. Und—wie gedenken Sie nun weiter vorzugehen, Herr Schaper?“

„Ich werde, was ich auch schon Bornemann vorschlug, meinen Bureauvorsteher Lemke beauftragen, das Haus in der Werterstraße zu beobachten, während ich mir die Philippstraße als Feld meiner Tätigkeit vorbehalte.—Nebenbei, Herr Matra—sollten Sie mich mal unter irgendeiner Verkleidung sehen, so dürfen Sie auf keinen Fall zeigen, daß ich Ihnen bekannt bin—auf keinen Fall. Was Sie selbst anbetrifft, so seien Sie auf Ihrer Hut, geben Sie auf jede Kleinigkeit acht und behandeln Sie sowohl Heidersen wie auch Pickler mit größter Liebenswürdigkeit.“

## Kapitel 6

Gleich darauf brachen die drei Herren auf. Matra hatte sich inzwischen die Sache mit Bornemanns Wolfshund jedoch anders überlegt und begleitete den Freund noch nach Hause, um Hektor sofort mitzunehmen.

Da die Nacht ziemlich warm und sternenklar war, wanderte Matra dann, den Hund an der Leine führend, zu Fuß über den Lützowplatz und durch die stillen Straßen des Berliner Westens seiner Wohnung zu. Der Spaziergang erquickte ihn sichtlich und verscheuchte all die unangenehmen Gedanken, die das Gespräch mit dem Detektiv in ihm wachgerufen hatte. Langsam waren Heidersen und all diese dunklen Geheimnisse aus seinem Geiste durch eine andere Erinnerung verdrängt worden: durch die an den heutigen, bei Barnbiels verlebten Abend. Isas geliebtes Bild füllte des jungen Schriftstellers Seele jetzt wieder vollkommen aus, und sich angenehmen Träumereien hingebend, langte er endlich vor dem stillen Hause in der Philippstraße an.

Gedankenverloren öffnete er die Gittertür des Vorgartens und wollte schon den Kiesweg entlang auf die Haustür zuschreiten, als des Hundes warnendes

Knurren ihn aufrüttelte. Mißtrauisch schaute er sich um. Das Licht der Straßenlaternen tauchte das einsame Gebäude nur in ein ungewisses Halbdunkel, so daß es Matra schwer fiel, mit seinen etwas kurzsichtigen Augen die Umgebung deutlich zu überblicken. Da—wieder stieß Hektor ein dumpfes Knurren aus und drängte gleichzeitig in der Richtung zum Hause hin. Und jetzt bemerkte der Schriftsteller auch eine Gestalt, die sich von der dunklen Haustür loslöste und langsam auf ihn zukam.

„Was suchen Sie hier?!“ rief er dem verdächtigen Menschen entgegen, der, offenbar in Angst vor dem Hunde, sich nur zögernd näherte.

„Nehmen Sie den Köter kurz an die Leine“, klang eine krächzende, heisere Stimme zurück. „Mein Name ist Ewald Pickler. Ich bin der neue Mieter, den—“

„Ewald Pickler?!“ Unwillkürlich hatte Matra den Namen laut wiederholt.

„Jawohl—derselbe“, krächzte der Fremde, indem er an dem Schriftsteller vorbei die Gartenpforte zu gewinnen suchte.

Doch Matra vertrat ihm den Weg.

„Ha—das kann jeder sagen. Kommen Sie mal zunächst mit mir unter die Laterne dort, damit ich Sie etwas genauer ansehen kann. Wenn Sie zu fliehen suchen, hetzte ich den Hund auf Sie“, fügte er drohend hinzu.

Aber der Mann, der sich für Ewald Pickler ausgab, dachte nicht daran, zu entweichen. Gelassen schritt er vor Matra her und blieb dann unter der Laterne am Rande des Bürgersteiges stehen, indem er den Hut lüftete und ironisch sagte:

„Ewald Pickler—wenn Sie gestatten.“

Es war ein korpulenter Mensch von Mittelgröße mit einem dicken, runden Gesicht, einer spiegelblanken Glatze und einem ungepflegten, blonden Vollbart. Die Augen verdeckte eine graue Brille mit runden, großen Gläsern. Auffallenderweise trug er trotz der warmen Witterung graue, gestrickte Handschuhe. An seinem übrigen Anzug war nichts Besonderes zu bemerken. Der Mantel stammte sicher aus einem Geschäft für fertige Herrenbekleidung, und der Schlips kostete ebenfalls höchstens seine fünfzig Pfennige und zeichnete sich durch seine unmoderne Form und seine Buntheit aus. Dazu noch die heisere, krächzende Stimme, die alle Augenblick von einem nervösen, trockenen Husten unterbrochen wurde: kurz, wenn dies Herr Ewald Pickler wirklich war, so wirkte er nicht sonderlich sympathisch.

Matra fragte daher, nachdem er den Mann eingehend gemustert hatte, auch ziemlich scharfen Tones und wenig freundlich:

„Und was wollten Sie jetzt nach Mitternacht vor dem Hause, wobei ich schon annehmen will, daß Sie wirklich der sind, für den Sie sich ausgeben?“

Pickler lachte meckernd, scheinbar höchst belustigt über dieses strenge Examen. „Sie vergessen, mein werter Herr“, meinte er hüstelnd, „daß ich zu den Einwohnern dieses Hauses gehöre. Als solcher kann ich aus- und eingehen, wie und wann es mir beliebt.“

Die unverfrorene Art des Rentiers mißfiel dem Schriftsteller gründlich. Und drohend erwiderte er deshalb, sein Gegenüber durchdringend ansehend: „So weit ich weiß, sollte Herr Pickler erst morgen einziehen! Jedenfalls kommt mir die Sache äußerst verdächtig vor. Ich bestehe darauf, daß Sie mich zum nächsten Schutzmann begleiten und sich diesem gegenüber ausweisen. Herr van Heidersen hat mich hier zum Verwalter bestellt, und als solcher bin ich verpflichtet, seine Rechte wahrzunehmen. Daß sich Fremde hier nachts im Garten herumtreiben, dulde ich nicht.“

Ewald Pickler hielt es nun doch für geraten, einen anderen Ton anzuschlagen. „Ihr Mißtrauen verarge ich Ihnen nicht einen Augenblick“, erklärte er mit widerlicher Freundlichkeit, indem er seine Brille gerade rückte. „Die Polizei können wir jedoch aus dem Spiel lassen. Ich bin nämlich schon heute gegen Abend eingezogen—das klärt wohl alles auf. Die Schlüssel zu der neuen Wohnung und zu der Haustür hatte mir Herr van Heidersen—nebenbei ein sehr netter Mensch!—schon vor einigen Tagen ausgehändigt und mir freigestellt, wann ich einziehen wollte.—Kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst.“

Damit schritt er ohne weiteres auf das Haus zu und zwang Matra auf diese Weise, ihm zu folgen.

Schweigend stiegen sie die Treppe empor, nachdem Pickler die Haustür mit seinem Schlüssel geöffnet und das Nachtlicht im Flur eingeschaltet hatte. Und dann stand Matra tatsächlich in einem der Vorderzimmer, das bereits vollständig mit Möbelstücken bestellt war, und ließ sich von dem Rentier dessen Ausweisungspapiere beim Scheine einer trübe brennenden Petroleumlampe zeigen.

„Glauben Sie mir jetzt?“ fragte Pickler bereits wieder etwas ironisch, indem er die Papiere in seinem Schreibtisch verschloß.

„Allerdings—ich muß wohl“, meinte der Schriftsteller leicht verlegen. Und eingedenk dessen, was er mit Bornemann und dem Detektiv verabredet hatte, fügte er sehr liebenswürdig hinzu: „Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich bei Ihnen wegen meiner Schroffheit vorhin zu entschuldigen. Sie werden jedoch wohl einsehen, daß ich nicht unaufgeklärt lassen—“

„Aber bitte, bitte—die Geschichte ist ja erledigt“, unterbrach ihn der Rentier kriechend. „Ich sagte ja schon, daß ich Ihnen Ihr Verhalten nicht übelnehme. Im Gegenteil, mir ist es sehr lieb, wenn Sie hier auf Ordnung halten. Ich verreise sehr oft, und da weiß ich dann wenigstens meine Wohnung in guter Hut.—Nun will ich Ihnen auch mitteilen, weshalb ich mich noch so spät im Vorgarten aufhielt. Ich habe auf Sie gewartet.“

„Gewartet? Auf mich? Ja, weshalb denn, Herr Pickler?—Daß Sie inzwischen eingezogen sind, hätten Sie mir auch morgen früh sagen können. Darum brauchten Sie sich doch Ihre Nachtruhe nicht derart zu verkürzen.“

„Ich hatte auch noch einen andern Grund“, meinte der Rentier, die ohnehin so niedrig brennende Lampe—wohl aus Sparsamkeit, dachte Matra—noch mehr herabschraubend. „Heute nachmittag erhielt ich einen Brief, der mich zwingt, noch mit dem Nachtzuge zu verreisen. Wann ich zurückkehre, weiß ich nicht. Ich wollte Sie nun bitten, morgen vormittag den Tapezierer, der mir die Gardinen anbringen soll, etwas zu beaufsichtigen. Hier ist der zweite Schlüssel zu meiner Wohnung.—Nebenbei—ich habe die Miete an Herrn van Heidersen für ein halbes Jahr vorausbezahlt, und dieser dürfte inzwischen auch die polizeiliche Anmeldung bereits erledigt haben.“

Pickler nahm eine auf einem Stuhl stehende lederne Reisetasche zur Hand und deutete seinem Gaste hierdurch an, daß dieser sich empfehlen möchte.

Mit einem Händedruck trennten sie sich. Und wenige Minuten später verließ der Rentier wirklich, wie Matra von seinem Fenster aus beobachtete, das Haus und schritt die Philippstraße entlang der nächsten Autohaltestelle zu, die sich an der kaum hundert Meter entfernten Ecke befand.

Aber auch heute lag der Schriftsteller, trotzdem des Hundes tiefe Atemzüge ihm ein Gefühl der Beruhigung einflößten, noch lange wach und grübelte über Dinge nach, die sich wie ein Berg von Rätseln vor ihm auftürmten. Immer wieder mußte er an die auffällige Tatsache denken, daß Heidersen verreist war und

nun auch Pickler sich davonmachte. Sollte der Detektiv wirklich recht mit seiner Vermutung haben, sollten die beiden früheren Diamantenhändler diese gemeinsamen Fahrten lediglich zu verbrecherischen Zwecken unternehmen?— Schließlich schlief Matra aber doch ein. Schwere Träume ängstigten ihn. Öfters fuhr er aus dem Schläfe auf und lauschte gespannt in die Stille der Nacht hinaus. Und er war froh, als er sich gegen Morgen wieder erheben konnte und der strahlende, in sein Zimmer hineinflutende Sonnenschein die nächtlichen Gespenster verscheuchte.

Eilig kleidete er sich an und setzte sich sofort an die Arbeit. Er war trotz der schlechten Nacht in schaffensfreudiger Stimmung und kam glücklich mit dem Romankapitel zu Ende.

Als dann die taubstumme Aufwärterin, eine ältere, sauber gekleidete Frau, erschien und ihm den Morgenkaffee brachte, beendete er hastig sein Frühstück, da Hektor bereits ziemlich dringend nach seinem gewohnten Morgenspaziergang verlangte.

Während der Schriftsteller im Vorgarten langsam auf und ab schritt, schaute sich der Wolfshund die neue Umgebung erst einmal gründlich an. Mit hängender Nase beschnüffelte er jeden Stein, jeden Strauch, jagte auch einmal hinter einer Katze her, die aus einem der Kellerfenster herausschlüpfte, schien sich aber im übrigen bei seinem Pflegeherrn ganz behaglich zu fühlen.

Matra begab sich dann auf den Hof des Grundstückes, der ziemlich geräumig war und mit den vier alten Linden, die schon dicke Blätterknospen zeigten, recht freundlich wirkte.—Hektor folgte ihm getreulich und setzte seine Terrainbesichtigung eifrig fort.

Als der Schriftsteller nach einer guten halben Stunde den Morgenspaziergang für genügend hielt und in sein Zimmer zurückkehren wollte, war der Hund jedoch nicht von einem der niedrigen, vergitterten Kellerfenster fortzubringen, die an der Rückseite des Hauses neben dem vorspringenden Küchenanbau lagen. So sehr Matra auch rief und schließlich schalt, Hektor blieb hartnäckig mit gesenktem Kopf vor der Kelleröffnung stehen und schnupperte hörbar zwischen den Gitterstäben herum, wobei er von Zeit zu Zeit ein leises Winseln ausstieß und dann regelmäßig seine klugen Augen mit sonderbarem Ausdruck auf den Schriftsteller richtete. Diesem blieb endlich nichts anderes übrig, als den Hund am Halsband mit fortzuziehen.—„Sicher sitzt im Keller noch eine Katze“, dachte Matra, „der Hektor gern den Garaus machen möchte.“ Nur so glaubte er sich das merkwürdige Benehmen des Hundes erklären zu können.

Gegen zehn Uhr fand sich dann der Tapezierer ein, den Pickler sich bestellt hatte. Für Matra ergab sich jetzt eine gute Gelegenheit, sich einmal am Tage in den Räumen seines neuen Flurnachbarn umzusehen. Er bemerkte jedoch nichts Besonderes.—Pickler hatte nur drei Zimmer ausmöbliert, das vierte stand völlig leer. Die Einrichtung war alt und zusammengewürfelt. Kein einziges Stück paßte zum anderen. Selbst die Stühle waren nach Form und Holzart verschieden. Bilder waren spärlich vorhanden; und der Tapezierer befestigte sie nach Gutdünken an den Wänden, wie er sich denn auch mit den billigen Gardinen und Vorhängen nicht allzuviel Kopfzerbrechen machte.

Kurz bevor Matra sich gegen ein Uhr in sein Stammlokal zum Mittagessen begeben wollte, erhielt er von Bornemann einen Rohpostbrief, in dem der Millionär ihn im Namen seiner Schwiegereltern „zu einem einfachen Abendbrot“ nach Wannsee einlud.



Als der Schriftsteller gegen drei Uhr nach Erledigung seines bescheidenen Essens zu seiner Wohnung zurückkehrte, wurde er an der Ecke der Philippstraße von einem in einen fleckigen Malerkittel gekleideten Menschen angesprochen, den er schon am Vormittag bemerkt hatte, da der Mann an dem Holzzaun gegenüber dem Heidersenschen Hause mit den Vorarbeiten für ein großes Reklameschild beschäftigt gewesen war.—Der Maler zog seinen schäbigen Filzhut und sagte dabei leise:

„Hier—nehmen Sie schnell, Herr Matra.“ Dabei schob er ihm gewandt einen zusammengefalteten Zettel in die Hand.

„Sofort nachher verbrennen“, flüsterte er noch und schlenderte gemächlich weiter.

Bert Matra besaß genug Geistesgegenwart, um dem Beispiel des Detektivs, den er erst im letzten Augenblick erkannt hatte, zu folgen und ruhig, als sei nichts geschehen, seinen Weg fortzusetzen.—Daheim angelangt, nahm er sofort an seinen Schreibtisch Platz und entfaltete den Zettel dicht an seinem Körper, so daß ein heimlicher Beobachter, der durch die Augen des Gemäldes gelugt haben würde, nicht sehen konnte, was er trieb. Wie angebracht diese Vorsicht gewesen, zeigte der Inhalt dieser geheimen Mitteilung.

„Die Angelegenheit wird immer rätselhafter. Mein Kollege Lemke, der seit heute morgen das Haus in der Werterstraße überwacht, hat Heidersen gesehen, wie dieser um elf Uhr vormittags das betreffende Gebäude verließ. Heidersen ist also überhaupt nicht verreist gewesen, sondern dürfte sich in der Wohnung Ewald Picklers verborgen gehalten haben. Lemke verfolgte ihn und stellte so fest, daß H. nach vielen Kreuz- und Querfahrten, die wieder nur den Zweck gehabt haben dürften, einen eventuellen Spion irrezuführen, in einer Drogerie im äußersten Norden Berlins ein größeres Quantum Chlorkalk kaufte, welches er sich gut verpacken ließ und das er dann nach kurzem Aufenthalt in einer Konditorei mit zur Werterstraße nahm, von wo er nach abermaligem halbstündigen Besuch bei Ewald Pickler in seine Wohnung in der Philippstraße zurückkehrte, und zwar mit dem Koffer, den er gestern früh beim Antritt seiner angeblichen Reise trug. Ich selbst bemerkte Heidersen gegen ein Uhr nachmittags, als er in sein Haus schlüpfte, von meinem Posten aus, den ich vorläufig in der Verkleidung eines Malers bezogen habe. Mit den zuständigen Stellen ist alles ins reine gebracht, so daß ich ungestört gut zwei Wochen an dem Plakat für die Zigarettenfabrik herumspazieren kann, ohne irgendwie aufzufallen.—Geben Sie acht, ob zwischen Heidersen und Pickler ein besonders lebhafter Verkehr in Ihrem Hause stattfindet.—Schaper.“

Heidersen also bereits wieder daheim!

Dieses Bewußtsein ließ in Matra fast augenblicklich abermals dieses unbehagliche Gefühl zur Entstehung gelangen, als ob ein Augenpaar unausgesetzt jede seiner Bewegungen verfolgte. Einer inneren Eingebung gehorchend, erhob er sich langsam, nachdem er den Zettel unter die Blätter seines Romanmanuskriptes geschoben hatte, und warf unbefangen einen schnellen Blick über die an der linken Seitenwand seines Zimmers hängenden Bilder hin.

Da—kein Zweifel: die Augen des Gemäldes hatten sich bewegt. Matras Herzschlag stockte. Doch er bezwang sich. Heidersen durfte nicht argwöhnisch werden – auf keinen Fall! Denn jetzt, wo diese rätselhafte Angelegenheit—mit diesem Ausdruck hatte der Detektiv ja nur zu sehr das Richtige getroffen!—sich immer merkwürdiger gestaltete, war endlich auch des Schriftstellers Interesse wachgeworden und sein Entschluß stand fest, nichts vernachlässigen zu wol-

len, wodurch man dem Geheimnis dieser beiden seltsamen Menschen auf die Spur kommen konnte.

Die Mitteilung des Detektivs verbrannte er darauf über der auf seinem Nachttischchen stehenden Kerze, wo der türkische Vorhang ihn vor spähenden Blicken schützte, und zerrieb sogar noch die Asche zu feinem Pulver.

Da es für den täglichen Besuch bei Barnbiels noch zu früh war, begab er sich nun in Begleitung Hektors auf den Hof, in der Erwartung, so vielleicht eine Begegnung mit Heidersen herbeiführen zu können. Der Hund lief wieder wie am Morgen vergnügt umher, während der Schriftsteller, behaglich seine Zigarre rauchend, im bloßen Kopf auf und ab wanderte. Sehr bald wiederholte sich jedoch auch jetzt dasselbe Spiel wie am Morgen. Hektor widmete sein ausschließliches Interesse dem einen Kellerfenster, wobei er seinen Kopf so weit als möglich in die vergitterte Maueröffnung hineinschob, winselnde Töne ausstieß und sich seine Rückenhaare zu einer völligen Bürste sträubten. Als Matra das Tier nach einer guten Weile am Halsband fortzuziehen suchte, stemmte der Wolfshund sich mit aller Kraft dagegen und ließ sogar ein drohendes Knurren hören, bis ihn ein leichter Schlag mit der flachen Hand wieder zur Ruhe brachte. Der Schriftsteller hatte sich bei dieser Gelegenheit etwas tiefer herabgebogen und spürte nun deutlich einen scharfen Geruch von Chlorkalk, der der Kelleröffnung entströmte.

Chlorkalk!—In demselben Moment dachte Matra auch schon an Schapers Mitteilung. Chlorkalk hatte Heidersen ja heute nachmittag gekauft!—Und jetzt hier dieser intensive Geruch, der ihm am Morgen doch sicherlich auch schon aufgefallen wäre! Was hatte das nun wieder zu bedeuten?!—Sehr nachdenklich kehrte er in sein Zimmer zurück, holte seine Rock hervor und zog sich um, da er von Barnbiels direkt nach Wannsee hinauszufahren gedacht.

\* \* \* \* \*

Sechs Uhr war's. Da tat sich die Tür des Bibliothekzimmers auf und Baroness Isa erschien mit einer mächtigen Schlittenglocke in der Hand, die sie jetzt feierlich wie ein Chorknabe das Weihrauchgefäß hin und her schwang.

Entsetzt hielten Matra und Heinz von Barnbiel sich die Ohren zu.

„Erbarmung!“ flehte der Schriftsteller in komischer Verzweiflung.

Da verstummte die Glocke. Die kleine Baroness aber machte Matra einen tiefen Knix.

„Das Auto steht zur Fahrt nach Wannsee für uns bereit“, sagte sie feierlich.

Bert Matra horchte auf. Für uns—? Hieß das etwa... Erst jetzt gewahrte er, daß Isa sich in großer Toilette befand... Kein Zweifel also...

Schnell erhob er sich. „Sie kommen mit zu Börmers?“ fragte er, ihr erfreut die Hand zum Gruß entgegenstreckend.

Sie lächelte schalkhaft. „Wenn Sie mich mitnehmen, sehr ... geehrter ... Herr ... Doktor!“

„Na, und wie gern tut er's!“ meinte Heinz, seine Bücher knallend aufeinander häufend. „Oder zweifelst du daran, Schwester?—Ich nicht!“

Die beiden, deren Hände noch immer ineinander ruhten, erröteten wie auf Kommando. Die harmlos-frohe Stimmung war für einen Moment zerstört.

Doch sie kam bald wieder, als das Barnbielsche Auto in schneller Fahrt zwei junge Menschenkinder, denen der Frühling draußen die Herzen mit stillem Sehnen erfüllte, ihrem Ziele entgegenführte.

Nur zu schnell verlief dieses Alleinsein in dem sanft dahingleitenden Wagen.

Hildegard Börmer, die ihren Verlobten übermütig hinter sich herzog, eilte der Freundin die Freitreppe hinunter entgegen.

Fest hielten die beiden jungen Mädchen sich umschlungen. Und leise, ganz leise flüsterte „Frau Hadwig“ der anderen zu:

„Alles ist gut, Isa—alles. Sein Geheimnis war sein—märchenhafter Reichtum.“

Bornemann, der inzwischen Matra begrüßt hatte, räusperte sich jetzt leise.

„Gnädigste Baronesse—ich werde eifersüchtig!“

Isa gab die glückliche Braut frei.

„Und ich bin es schon—auf Sie, Herr Bornemann!“ meinte sie schmollend. „Noch vor drei Tagen hatte ich Hildegard ganz für mich allein, und jetzt—jetzt sind Sie für meine angebetete Frau Hadwig die Hauptperson geworden!“

Der Millionär protestierte.

„Geworden! Das stimmt nicht! Seit beinahe zwei Jahren bin ich's!—Hab ich recht, Liebling?“

Bert Matra wurde es warm ums Herz beim Anblick dieser frohen Menschen, denen man das jubelnde Glück aus den Augen ablas. Und dies Gefühl hielt an. Was war doch auch der alte Herr Börmer für ein prächtiger Mensch! Wie konnte der erzählen von seinen Bienenstöcken, die er daheim gepflegt und die er jetzt hier an sonniger Stelle ebenfalls wieder aufgestellt hatte. Ein tiefes Gemüt, Liebe zur Natur, Zufriedenheit und Dankbarkeit sprachen aus jedem seiner Worte. Und wie schnell hatte sich auch die bescheidene Lehrerin aus dem kleinen Fischerdorfe mit angeborenem Takt und einer fein beobachtenden Weltklugheit in die veränderten Verhältnisse hineingefunden, wie leuchteten ihre Augen vor mütterlichem Stolz, wenn sie das Brautpaar betrachtete, das einander kaum von der Seite wich.

Wie im Fluge eilten die Stunden dahin. Und als Baronesse Isa dann mit den beiden Herren in Bornemanns Auto saß, das sie nach Berlin zurückbrachte, da machte der „kleine Wildspuk“ auf seine Art seinem übervollen Herzen Luft.

Nicht wahr, Herr Doktor—die Wannsee-Villa Ihres Freundes müßte man ‚Insel der Seligen‘ nennen! Selten habe ich einen Abend in einem Kreise so harmonischer Menschen verlebt wie heute—Tatsache!“

Bornemann sagte nichts. Nur die Hand streckte er Ihr hin und umfaßte ihre Finger mit festem Druck.

## Kapitel 8

Bert Matra langte gegen ein halb elf Uhr daheim an. Hektor, der geduldig seines Pflegeherrn Heimkehr erwartet hatte, wurde nun zunächst noch eine Weile in der Philippstraße spazieren geführt.

Dann machte der Schriftsteller es sich bequem. Gerade als er sich an den Schreibtisch setzen wollte, um noch das letzte Romankapitel durchzukorrigieren, hörte er im Hausflur Schritte, die sich seiner Tür näherten.—Hektor, der mitten im Zimmer gelegen und geschlafen hatte, richtete sich knurrend hoch.

Dann klopfte es. Der Schriftsteller stand schnell auf, schob den Riegel zurück und öffnete. Es war Thomas van Heidersen.

„Guten Abend, Herr Doktor.—Störe ich?“

Der Wolfshund, der sich vorgedrängt hatte, beschnupperte den Alten nach Hundart, wurde aber mit einem energischen „Kusch dich, Hektor!“ von Matra in eine Ecke gewiesen.

„Keineswegs, Herr van Heidersen“, beeilte sich der Schriftsteller dann in lebenswürdigstem Ton zu erklären. „Bitte, treten Sie doch näher. Der Hund ist ganz ungefährlich. Ein Freund, der verweist ist, hat ihn mir für einige Zeit zur Pflege übergeben.“

„Oh, ich fürchte mich nicht vor Hunden, Herr Doktor“, meinte Heidersen lächelnd. „Ich habe mir selbst früher einen Boxer gehalten, als ich noch in Köln wohnte.“—Dabei schaute er sich Hektor, der vor dem einen Fenster lag, prüfend an.

„Ein selten schönes Tier, wirklich“, lobte er sachverständig. „Der Kopf ist geradezu prächtig. Schade, daß der Hund Ihnen nicht gehört, Herr Doktor. So einen vierbeinigen Wächter könnten wir hier sehr gut brauchen.“

Dann blickte er nach Matras Schreibtisch hin, wo die Manuskriptblätter auf der Platte ausgebreitet waren.

„Ich sehe, Sie haben gearbeitet. Ich will Sie nicht aufhalten“, sagte er. „Wir können ja ein andermal miteinander plaudern.“

„Aber bitte—bleiben Sie doch“, bat Matra abermals. „Ich bin heute nicht in Stimmung. Da schafft es doch nicht.—Nehmen Sie Platz, Herr van Heidersen.“

Doch dieser wehrte ab.

„Wenn Sie tatsächlich Zeit haben, Herr Doktor, so seien Sie noch für eine Stunde mein Gast. Ich habe drüben bei mir noch einige Flaschen eines sehr bekömmlichen Rotweins, auch eine Zigarre, die sich rauchen läßt. Und dann möchte ich Ihnen doch auch einmal meine Wohnung zeigen.“

Matra nahm mit Dank an. Und so schritten sie denn durch den Korridor auf die offenstehende Tür des Zimmers zu, das neben dem des Schriftstellers lag.—Es war hell erleuchtet. Die elektrische Krone mit ihren sechs Birnen bestrahlte den Raum bis in den entferntesten Winkel.

„Mein Salon“, meinte Heidersen ironisch. „Die Möbel sind alt, der Teppich ist alt, aber behaglich ist's hier trotzdem.“

Matra konnte dem nur beipflichten. Das Zimmer machte wirklich einen gemütlichen Eindruck. Auf dem Mitteltisch standen neben einigen Flaschen Wein zwei feingeschliffene, altertümliche Gläser und ein Kistchen Zigarren. Heidersen war auf den Besuch des Schriftstellers also schon vorbereitet. Unwillkürlich hatte dieser, als er sich in dem Raume umsah, auch die Wand gemustert, die nach seinem eigenen Zimmer zu lag. Und da bemerkte er genau an derselben Stelle wie im Nebenraume ein gleich großes Gemälde, das eine Frau in der Tracht längst vergangener Zeiten darstellte. Doch ein weitergehendes Interesse für das Bild verriet er vorsichtigerweise nicht.

„So, Herr Doktor, und nun wollen wir zunächst noch meine übrigen Staatsgemächer in Augenschein nehmen“, bat Heidersen, indem er über den Gang auf die gegenüberliegende Tür zuging.

„Hier—mein Wohn- und Eßzimmer. Wie Sie sehen—noch bescheidener als der Salon. Daran schließt sich der Schlafrum, bitte. Dort in der Ecke steht das teuerste Möbel meiner gesamten Einrichtung, ein modernes Panzerspind. Was es enthält, sollen Sie nachher erfahren.—Schließlich noch meine Werkstatt, deren Fenster nach dem Hof hinausgehen und mir für meine gelegentliche Arbeit tadelloses Licht spenden. Ich fertige nämlich in meinen Mußestunden mechanische Spielzeuge an, die ich dann an Fabriken zum Massenvertrieb verkaufe.“

Dabei wies er auf einen mit Werkzeugen aller Art bedeckten festen Holztisch, der vor einem der Fenster aufgestellt war. Daneben hatte eine Drehbank Platz gefunden, wie sie von Mechanikern gebraucht wird.

„Was sind Sie eigentlich von Hause aus, Herr van Heidersen?“ fragte Matra ziemlich gleichgültig, indem er das Modell eines mit einem Uhrwerk versehenen Flugapparates vom Tische nahm und eingehend besichtigte.

„Diamantenhändler, Herr Doktor—ein Gewerbe, das mein Bruder Alexander noch heute ausübt“, entgegnete der Alte.

Matra spielte sehr geschickt den Überraschten. „Donnerwetter—da haben Sie ja mit dem Kostbarsten gehandelt, was die Erde kennt“, meinte er mit ehrfurchtsvollem Staunen.

Heidersen nickte. „Allerdings. Und dort das stählerne Ungetüm von Geldschrank in meinem Schlafzimmer birgt noch einige Erinnerungen an jene Zeit, wo ich auf allen Diamantenmärkten zu finden war, bald in Kimberley in Südafrika, bald in Benares in Indien, dann wieder in Amsterdam, London oder Paris. Ich sagte ja schon, Herr Doktor—ich kenne so ziemlich die ganze Welt.—Doch nun zurück in meinen Salon. Der Rotwein wartet.“

Die Raushauer Auslese war gut, das merkte Matra nach dem ersten Schluck. Auch die Zigarre mit dem grünbraunen Deckblatt bewies, daß Heidersen von derartigen Genüssen etwas verstand.

Die beiden saßen in den alten, steiflehnigen Plüschsesseln an dem Mittelstisch. Über ihnen strahlte der Kronleuchter in fast zu grellem Licht.—Der junge Schriftsteller war gespannt, auf welches Thema der Alte die Unterhaltung überleiten würde. Denn daß dieser ihn zu einem bestimmten Zweck eingeladen hatte, stand für Matra außer Zweifel.

Heidersen, der zuerst auf das Wohl seines Gastes getrunken hatte, rauchte behaglich einige Züge seiner Zigarre, bevor er mit seiner tiefen Stimme begann:

„Ich hatte ursprünglich die Absicht, länger fortzubleiben, als ich gestern morgen verreiste. Aber meine Geschäfte in Halle ließen sich schneller abwickeln, wie anzunehmen war.—Kennen Sie Halle, Herr Doktor?“

Matra dachte: „Lüge nur ruhig, alter Sünder. Ich weiß Bescheid!“ sagte jedoch trotzdem in liebenswürdigster Weise: „Ich habe dort zwei Semester studiert. Sechs Jahre sind's jetzt her.“

„So, so.—Betreiben Sie eigentlich neben Ihrer Schriftstellerei noch einen anderen Beruf?“ forschte Heidersen, bequem die Beine von sich streckend.

„Nein. Denn den Nachhilfeunterricht, den ich dem Sohne einer bekannten Familie erteile, gebe ich nur aus Gefälligkeit“, erwiderte Matra scheinbar arglos. In Wirklichkeit waren jedoch alle seine Sinne wach. Er fühlte förmlich, daß der Alte sich heute ihm gegenüber noch irgendeine Blöße geben werde.

Heidersen schwieg einen Augenblick und streifte mechanisch die Asche seiner Zigarre am Rande des Bechers ab. Offenbar dachte er scharf nach, worauf der grüblerische Ausdruck seines Gesichts und die halb zugekniffenen Augen mit ziemlicher Sicherheit deuteten.

„Falls Sie diese Nachhilfestunden einmal nicht mehr erteilen wollen, Herr Doktor, würden Sie dann wohl den Sohn einer bekannten Familie von mir, der gleich Ihnen Philologe ist, an die Herrschaften empfehlen?“ meinte er darauf zögernd. „Es handelt sich um einen sehr strebsamen, aber auch sehr armen jungen Mann, dem ich gern bei seinem Fortkommen behilflich wäre.“

Der Schriftsteller beeilte sich zu versichern, daß er diese Bitte gern erfüllen würde. „Freilich—vorläufig habe ich noch nicht die Absicht diesen gut bezahlten Posten aufzugeben“, fügte er hinzu.

„Wohl eine reiche Kaufmannsfamilie aus Berlin W?“ warf Heidersen ein.

Matra stutzte. Die Frage klang unsicher, als ob der Alte sich Mühe gab, sein Interesse daran zu verbergen.

„Kaufmannsfamilie?—Nein. Ich unterrichte den Sohn des Barons von Barnbiel“, entgegnete er absichtlich mit leisem Lächeln. „Hinsichtlich des vorhandenen Reichtums dürften die Barnbiels es jedoch selbst mit den begütertsten Herrschaften aus Berlin W aufnehmen. Daher die gute Bezahlung meiner fast mühelosen Tätigkeit.“

„Baron von Barnbiel?—Woher kenne ich nur diesen Namen?“ meinte Heidersen nachsinnend. „Barnbiel—Barnbiel?—hm, in irgendeinem Zusammenhang habe ich ihn noch unlängst gehört.—Heißt nicht einer unserer berühmtesten Herrenreiter so?“

„Nicht daß ich wüßte.“ Matra merkte genau: der Alte spielte Komödie und würde sich fraglos sehr bald erinnern, aus welchem Grunde ihm dieses Adelsgeschlecht bekannt war.—Wie richtig der Schriftsteller vermutet hatte, zeigte Heidersens folgender Ausruf:

„Holla—jetzt habe ich's! Mein Gedächtnis ist mit den Jahren doch etwas schwach geworden. Ich fand da vor einigen Tagen in meinem Schreibtisch eine Zeitung, in die ich alte Briefe eingewickelt hatte. Zufällig überflog ich den Inhalt des aus dem vorigen Oktober stammenden Blattes und entdeckte so einen Bericht, der ganz eingehend den Diebstahl einer einem Adligen gehörigen Edelsteinsammlung schilderte. Und dieser Adlige hieß, wenn ich mich nicht sehr irre, Baron von Barnbiel.—Ich will Ihnen auch erklären, Herr Doktor, weshalb diese Notiz mich so lebhaft interessierte. Ich gebe Ihnen mit dem, was ich Ihnen jetzt mitteilen will, einen Beweis meines großen Vertrauens. Sie werden bald begreifen, warum.—Ich besitze nämlich ebenfalls eine Edelsteinsammlung, die zwar nicht ganz so wertvoll wie die des Barons von Barnbiel sein mag, immerhin aber von Kennern schon auf dreihundertfünfzigtausend Mark abgeschätzt wurde. Diese Sammlung befindet sich in dem Panzergeldspind, das ich Ihnen vorhin in meinem Schlafzimmer zeigte. Von der Existenz dieser Musterauswahl kostbarer Steine wissen nur wenige Personen etwas—alte Bekannte von mir, die oft genug meine Sammelwut belächelt haben, da ich früher als Händler stets die wertvollsten Einkäufe, wenn der Stand meiner Finanzen dies zuließ, für mich behielt. Bisher habe ich mich nun nie sonderlich gesorgt, daß mein Schatz mir einmal gestohlen werden könnte. Ich hatte ja auch stets alle nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einen Einbruch bei mir nach Möglichkeit zu verhindern. So auch hier, wo das Panzerspind mit einem geschickt verborgenen Lätewerk versehen ist, welches bei der geringsten unvorschriftsmäßigen Behandlung des Schrankes drei Glocken in Bewegung setzt, die auf die verschiedenen Räume verteilt sind und von denen eine, die größte, hinter dem Spiegel verborgen im Gang angebracht ist. Sollten Sie einmal diese Glocke, die einen besonders durchdringenden Ton hat, schrillen hören, Herr Doktor, so können Sie sicher sein, daß hier im Hause irgend etwas nicht in Ordnung ist und mir und meinen Edelsteinen Gefahr droht.“

Heidersen machte eine kurze Pause. „Wie ich nun unlängst die Zeitung mit jener Notiz in die Hände bekam“, fuhr er bedächtig fort, „erschieden mir die bisherigen Vorsichtsmaßregeln zum Schutze meines Eigentums doch noch

nicht genügend. Ich vergaß zu erwähnen, daß ich von dem Diebstahl der Barnbielschen Sammlung bisher keine Ahnung hatte. Denn gerade in den ersten Tagen des Oktobers vorigen Jahres zog ich hierher und hatte da natürlich keine Zeit, mich um die Tagesereignisse zu kümmern. Wochenlang las ich damals keine Zeile, weil das Grundstück derart verwahrlost war, daß ich alle Hände voll zu tun hatte, um es nur etwas instand zu setzen.—Sonst wäre ich, durch den Diebstahl bei dem Baron gewarnt, eben schon früher auf die Idee gekommen, die ich jetzt ausführen will, nämlich meine Diamanten bei einer Gesellschaft zu versichern. Billig wird das ja nicht sein.—Trotzdem muß es getan werden. Morgen vormittag findet sich ein Agent der Versicherungsgesellschaft Urania bei mir ein, in Begleitung eines gerichtlich vereidigten Taxators für Juwelen, und wird mit mir den Vertrag abschließen. Ich wollte Sie nur bitten, Herr Doktor, diesem Akt als Zeuge beizuwohnen. Vorgeschrieben ist das nicht. Ich tue es aber zu meiner eigenen Beruhigung. Besser ist es immer, daß ein Unparteiischer eine solche Verhandlung, bei der es sich um ein Objekt von über einer Viertelmillion handelt, mit anhört.—Würden Sie mir diesen Gefallen tun?“

„Gern“, versicherte Matra.

„Das freut mich.—Gestatten Sie—Ihr Wohl, Herr Doktor.“

Schien es Matra nur so, oder huschte jetzt wirklich ein blitzschnelles, zufriedenes Lächeln über das Totenkopfgesicht des ehemaligen Diamantenhändlers? Vielleicht hatte er sich getäuscht. Denn Heidersens Stimme klang ehrlich bedauernd, als er sagte:

„Mir tut der Baron aufrichtig leid. Wäre mir das Unglück passiert—wahrhaftig, ich glaube, ich würde den Verstand darüber verloren haben. Denn das in solchen Fällen übliche Haarausraufen“, fügte er mit einem Versuch zu scherzen hinzu, „hätte bei mir insofern keinen Zweck, als ich ja leider gezwungen bin, eine Perücke zu tragen. Denn einen kahlen Schädel finde ich mehr wie un schön, besonders wenn man so mager ist wie ich. Oder gefällt Ihnen z. B. unser neuer Hausgenosse Herr Ewald Pickler mit seiner polierten Billardkugel als Kopf etwa besser?“

Matra horchte hoch auf.—Ewald Pickler—die Erwähnung dieses Namens kam ihm sehr gelegen. Da wollte er doch gleich mal etwas auf den Busch klopfen und zusehen, was Heidersen ihm über diesen Menschen mitteilen, beziehungsweise inwieweit er sich aufs Lügen verlegen würde.

„Ganz richtig, Herr Pickler hat ja eine Glatze“, meinte er daher lächelnd. „Nun ja, zu seinem Pausbackengesicht paßt sie ganz gut.“

Und dann erzählte er Heidersen umständlich von seiner ersten nächtlichen Begegnung mit dem neuen Mieter.

„Es stimmt also, daß er die Miete für ein halbes Jahr vorausbezahlt hat?“ fügte er zum Schluß hinzu.

Heidersen nickte. „Alles erledigt. Auch die polizeiliche Anmeldung. Wie sagt Ihnen der Mann so im ganzen zu, Herr Doktor? Ich kenne ihn nur oberflächlich, obwohl er früher in Köln wohnte.“

Matra hätte am liebsten laut herausgelacht. Denn diese Schwindelei war denn doch zu stark. Aber er nahm sich zusammen und erwiderte ausweichend:

„Ein Urteil über Herrn Pickler jetzt schon zu fällen, wäre verfrüht. Ich habe mit ihm kaum ein paar Worte wechseln können. Er ist ja, sofort nachdem er eingezogen war, wieder verreist.“

Heidersen antwortete hierauf nichts, sondern trank mit einem grinsenden Lächeln, für das Matra keine Erklärung fand, sein Glas leer.—Dann meinte er, eine frische Flasche entkorkend:

„Denken Sie, Herr Doktor, heute fand ich einen Brief von einem Grundstücksgesagenten vor, der mir für das Haus hier einen recht anständigen Preis bietet. Möglicherweise wird aus dem Geschäft etwas. Dann müßten wir beide diese stille Wohnung aufgeben—was ich besonders Ihretwegen bedauere. Denn so leicht dürften Sie nicht wieder eine so ruhige Behausung finden. Aber Sie werden selbst einsehen, daß man auf ein paar tausend Mark Verdienst nicht so ohne weiteres verzichtet.—Nun—vielleicht zerschlägt sich die Sache auch noch.“

„Was ich in Ihrem Interesse nicht wünschen will, Herr van Heidersen“, erklärte Matra höflich. „Ich gebe zu, ich fühle mich hier sehr behaglich, außerordentlich behaglich sogar. Doch—Bargeld lacht! Das wissen wir Schriftsteller am besten.“

Dieses war aber auch die letzte große Lüge, die Matra seinem Gastgeber heute aufzutischen brauchte. Denn bald darauf trennten sie sich mit einem beinahe herzlichen „Auf Wiedersehen.“

\* \* \* \* \*

Bert Matra schlief in dieser Nacht, vielleicht infolge des reichlichen Weingenusses, fest und traumlos. Am Morgen führte er dann nach dem ersten Frühstück den Wolfshund wieder auf den Hof. Doch schon nach fünf Minuten öffnete Heidersen das auf den Hofraum mündende Fenster seiner sogenannten Werkstätte und bat den Schriftsteller, in seinen Salon zu kommen, da der Versicherungsagent und der Taxator sich bereits eingefunden hätten.

„Es ist zwar heute Sonntag, Herr Doktor, aber die Leute nehmen's nicht so genau, wenn es sich um ein fettes Geschäft handelt“, meinte er mit ebenso unerschönem wie überflüssigen Grinsen.

Matra brachte Hektor daraufhin in sein Zimmer zurück und sperrte ihn dort ein. Die Verhandlung mit dem Agenten nahm nicht viel Zeit in Anspruch.

Als Matra dann sein Zimmer wieder betrat, fand er den Wolfshund zu seinem Entsetzen in krampfartigen Zuckungen, mit rötlichem Schaum vor dem Maule, am Boden liegen. Sofort lief er, sich schnell den Hut aufdrückend, zu der Autohaltestelle an der Ecke und brachte das offenbar schwerkranke Tier nach der Hundeklinik in der Passauer Straße, die ihm ein Schutzmann, den er unterwegs befragte, sehr empfahl.

Der Tierarzt erklärte nach kurzer Untersuchung, der Hund müsse irgendein Gift, wahrscheinlich Strychnin, gefressen haben. Die Krankheitserscheinungen sprächen unzweifelhaft für diese Annahme.

Hektor erhielt darauf eine Einspritzung, nach der er sich fast augenblicklich heftig erbrach. Sodann wurde ihm Milch, der ein Medikament zugesetzt war, in großen Mengen eingeflößt. Die Wirkung dieser Behandlung zeigte sich sehr bald. Die Krampfanfälle ließen nach und das treue Tier lag nun völlig apathisch mit schlagenden Flanken da.

Indessen hatte der Tierarzt den Mageninhalt näher besichtigt.

„Dachte ich's mir doch“, meinte er jetzt zu Matra, der ängstlich bald den Hund, bald den Tierarzt ansah, „das Strychnin ist in Leberwurst, die von unsern vierbeinigen Freunden besonders gern gefressen wird, verborgen gewesen. Ein Glück, daß Sie so schnell zu mir gekommen sind, Herr Doktor. Sonst wäre der Hund verloren gewesen.“



„Sie hoffen, unseren Patienten also noch durchzubringen?“ fragte Matra zaghaft. Denn er wußte ja, wie sehr Bornemann an dem Tiere hing, das wirklich selten gute Charaktereigenschaften hatte.

„Wir müssen abwarten“, erklärte der Arzt ausweichend. „Jedenfalls lassen Sie mir den Hund hier, damit ich alles versuchen kann, was die Wissenschaft zur Heilung derartig schwerer Vergiftungsfälle kennt.“

Matra kehrte darauf in ziemlich gedrückter Stimmung zu Fuß in seine Wohnung zurück, nachdem er dem armen Hektor noch recht liebevoll den schönen Kopf gestreichelt hatte. Auf dem Heimwege drängte sich ihm immer wieder dieselbe Frage auf: Wer konnte nur die vergiftete Wurst auf dem Hofe ausgelegt haben?—Hundefeinde, die aus unverständlichem Haß gegen den treuesten Beschützer des Menschen derartige Roheiten hinterlistiger Weise verübten, gab es ja wohl hin und wieder. Aber daß Hektor gleich am zweiten Tage nach der Übersiedelung in die Philippstraße das Opfer eines solchen Attentats geworden war, erschien doch immerhin als ein recht sonderbarer Zufall.

Plötzlich verlangsamte Matra unwillkürlich seine Schritte. Ein Verdacht war in ihm aufgetaucht. Heidersen!

Doch—aus welchem Grunde sollte der Alte seinem Mieter wohl einen so heimtückischen Streich spielen?! Und, hatte er nicht gestern abend noch beim Anblick des Hundes eine scheinbar völlig aufrichtige Freude über das prächtige Tier gezeigt?

Trotzdem vermochte Matra diesen Gedanken nicht loszuwerden.

Kein Wunder, daß er sich jetzt in seinem Zimmer recht verlassen fühlte, da Hektors Gegenwart ihm doch über das Ungemütliche, beinahe schon Unheimliche dieser Umgebung etwas hinweggeholfen hatte.—Eine halbe Stunde hielt er es noch am Schreibtisch aus. Dann warf er ärgerlich die Feder hin und machte sich zum Ausgehen fertig. Er wollte zusehen, ob er Edgar Bornemann noch in der Tiergartenstraße antraf. Der würde fraglos einen bösen Schreck bekommen, wenn er von Hektors Vergiftung erfuhr. Aber verheimlichen ließ sich der Vorfall ja doch nicht.

\* \* \* \* \*

Die Familie Börmer saß auf der Seeterrasse ihres neuen Heims beim Morgenkaffe.

Eben schon der alte Herr die Tasse beiseite und langte sich aus dem Aschenbecher die halb aufgerauchte Zigarre hervor, um sie von frischem anzuzünden.—„Ein kleines Laster muß jeder Mensch haben“, pflegte er entschuldigend zu sagen, wenn Mutter Börmer ihn hin und wieder mit leisem Vorwurf für einen regulären „Kettenraucher“, der eine Zigarre an der anderen anstecke, erklärte.

Jetzt lehnte er sich behaglich in den weißen, bequemen Korbsessel zurück und meinte träumerisch, indem er seine Blicke über den Wannsee und die ihn einrahmenden Wälder schweifen ließ:

„Wie ein Märchen ist das alles, wirklich wie ein Märchen!“

Mutter Börmer, die zu Ehre des Sonntags ihren grauen Scheitel mit einem schwarzen Spitzenhäubchen bedeckt hatte, war eine etwas prosaischere Natur.

„Freilich, Mann—wie in einem Schloß leben wir hier. Nur ein Märchenschloß ist's nicht. Ich finde vielmehr, man riecht es nur zu deutlich, daß nicht Feen-, sondern gewöhnliche Tapeziererhände die Räume für uns hergerichtet haben. Der Ölfarben-, Lack- und Kleistergeruch könnte für meinen Geschmack weniger kräftig sein. Ich jedenfalls habe mir schon die schönsten Kopfschmerzen geholt—trotz der offenen Fenster im Schlafzimmer.“

Hildegard, die kurz vorher an die Brüstung der Terrasse getreten war, von wo aus sie die Straße ein Stück verfolgen konnte, wandte sich jetzt um.

„Armer Edgar! Und er hat es doch so gut gemeint, als er uns sofort hierher holte, nachdem die Handwerker kaum das Haus verlassen hatten.“

„Kind, ich will ihm ja um Himmels willen auch keinen Vorwurf machen“, erklärte Frau Börmer eifrig und schenkte sich die vierte Tasse Kaffee ein. „In einer Woche ist der Geruch sicherlich verschwunden, wenn wir nur stets ordentlich lüften.“

„Ich weiß, wie du es meinst, Mutter“, sagte Hildegard, ihr herzlich zunickend. „Wenn ich ganz offen sein soll—auch ich habe etwas Kopfweg.“

„Dann kann ich euch nur raten, schleunigst für einige Zeit zu unserem alten Wohnsitz überzusiedeln“, brummte der alte Herr. „Da war’s zuletzt auch recht gemütlich, besonders nachdem der Petruschke uns noch die zweite Flunderräucherei vor die Nase gesetzt hatte!“

In demselben Augenblick begannen die Glocken der Wannseer Kirche mit langsamen Klängen zur Andacht zu rufen.

Hildegard wurde es ganz eigen zumute.—So eindringlich hatte sie die feierliche Sonntagsstimmung noch nie empfunden, noch nie. Das glänzende Sonnenlicht, das herrliche Landschaftsbild, die Ruhe ringsum, dazu die Gefühle ihres eigenen Herzens, Glück, Dankbarkeit und Liebe—das gab einen Akkord, der ihre Seele erzittern machte.

Wenn sie doch den jetzt neben sich gehabt hätte, der ihres Lebens restloser Inhalt geworden—wie gern würde sie ihm mit wenigen Worten ihre ganze Seligkeit nochmals anvertraut haben.

Es war, als ob der Himmel ihre stumme Bitte erhört habe. Immer näher kam das Rollen eines Autos, immer näher. Jetzt der eigenartige Vierklang einer Hupe.

Das war er—er—kein Zweifel.

Hildegard flog ihm entgegen.

Und wie richtige Sonntagskinder, mit strahlenden Gesichtern, glückschimmernden Augen, erschien sie dann auf der Terrasse.

Bornemann begrüßte seine Schwiegereltern mit einer Herzlichkeit, der man es anmerkte, daß sie aus aufrichtigem Born hervorquoll.

„Nun, Mama—hast du dich schon an das neue Bett gewöhnt?“ fragte er dann scherzend, da Mutter Börmer bei der ersten Besichtigung der Zimmer die modernen breiten Lagerstätten mit den Patentmatratzen recht mißtrauisch gemustert hatte.

„Aber gewiß, lieber Sohn, gewiß. Wie im Paradiese schläft es sich darin.“

Der alte Herr räusperte sich hörbar.

Das machte den Schwiegersohn aufmerksam.

„Na, meine Lieben—stimmt das auch? Der Papa macht so ein komisches Gesicht?!“

Frau Börmer war tatsächlich rot geworden vor Verlegenheit.

Da kam ihr schon ihr Gatte zu Hilfe: „Edgar—wozu sollen wir schwindeln? Ich bin stets für Offenheit gewesen.“

Und dann berichtete er von dem Kopfweg der Damen, dem Farbengeruch und fügte ironisch hinzu:

„Ich hab’ ihnen schon gesagt, sie sollen nur wieder in das alte, muffige Schulhaus zurück, in den Trangeruch von Flundern und Heringen. Aber ich bleibe hier—das ist sicher!“

Bornemann, der eben von seiner Braut ein frisch gestrichenes Brötchen in Empfang nahm, rief jetzt zu aller Erstaunen ganz begeistert: „Aber das ist ja famos! Das paßt ja ausgezeichnet und erleichtert mir meine Bitte ganz außerordentlich!—Gelt—da macht ihr Gesichter!—Komm, Liebling, setz’ dich zu mir, so. Und nun hört mal erst mit an, was dem lieben Kerl, dem Bert Matra, das Schicksal für eine geheimnisvolle Behausung beschert hat.“

Bornemann berichtete ausführlich—begann mit der Anzeige, die der Schriftsteller zugeschickt erhielt und schloß mit dem Auftauchen des famosen Herrn Pickler mit den Wollhandschuhen.

„So—nun seid ihr eingeweiht, meine Lieben. Und jetzt eine Bitte: Kommt, laßt und noch heute eine kleine Reise, zunächst nach Köln, antreten. Der Detektiv will nämlich durchaus, daß in der Heimatstadt dieses Rätselwesens, genannt Thomas van Heidersen, eingehende Nachforschungen nach dessen Vorleben angestellt werden. Und—paßt das nun nicht geradezu vorzüglich?! Ihr, Papa und Mama Börmer, lernt ein Stückchen Welt kennen, meine Hilde desgleichen, ich erledige diese Aufgabe dabei, und—inzwischen verflüchten sich hier die Farbendüfte auf Nimmerwiederkehr!—Na, wie steht’s damit?“

Hildegard besann sich nicht einen Augenblick. Auch der alte Herr nickte zustimmend. Nur Mutter Börmer hatte so allerlei Bedenken. So schnell ginge das doch nicht, man müßte doch erst Vorbereitungen treffen usw. usw.

Doch gegen diesen Schwiegersohn war nicht aufzukommen! Der erklärte einfach, was fehle, könne man unterwegs besorgen. Köln habe großartige Geschäfte.—

So kam es, daß schon eine Stunde später das Auto wieder gen Berlin raste.

Inzwischen hatte auch Mutter Börmer die Reiselust gepackt.

Als man sich ein Stück hinter Wannsee mitten in Grunewald befand, meinte sie, indem sie ganz gerührt Bornemann die Hand drückte: „Köln—das liegt ja am Rhein. Und den zu sehen, war ja schon immer meine Sehnsucht! Wie freue ich mich jetzt...“

„Da soll mir einer noch bestreiten, daß ich eine außerordentlich vernünftige Schwiegermutter ergattert habe!“ unterbrach Edgar sie lachend. „Kinder, ich sag euch: Festtage sollen das werden!“

\* \* \* \* \*

Als Bert Matra gegen zwölf Uhr mittags in der Tiergartenvilla anklingelte, erklärte ihm der Diener, daß Herr Bornemann verreist sei, für den Herrn Doktor aber einen Brief zurückgelassen habe.

Das Schreiben, dessen Umschlag mehrfach versiegelt war, lautete:

„Lieber alter Bert!

Wenn du diese Zeilen erhältst, sind wir, d. h. Börmers und ich, bereits auf dem Wege nach Köln. Ich habe mich entschlossen, an Ort und Stelle nach dem Vorleben Hs. und Ps. genaue Erkundigungen einzuziehen. Willst Du Schaper sprechen, so gehe, da er heute seine Tätigkeit als Plakatmaler der Sonntagsruhe wegen nicht ausüben kann, langsam an dem Holzzaun in der Philippstraße entlang und pfeife einen Walzer vor Dich hin. Schaper beobachtet nämlich heute hinter dem Zaune verborgen das Haus und wird Dir dann schon, ohne daß jemand etwas merkt, nähere Anweisungen geben. Nachmittags um vier Uhr läßt er sich ablösen und ist dann von fünf Uhr ab in seiner Wohnung, Dresdener Straße 16, zu sprechen. Ist das, was Du ihm zu sagen hast, also nicht eilig, so warte bis fünf und bemühe Dich

zu ihm.—Wann wir zurückkehren, ist noch unbestimmt und hängt von den Erfolgen meiner Nachforschungen ab. Jedenfalls, alter Bert, sei vorsichtig und laß Dir H. gegenüber nicht merken, daß er bereits so ziemlich durchschaut ist.—Hoffentlich auf ein frohes und gesundes Wiedersehen!

Herzlich grüßen wir Dich, insonderheit  
Dein getreuer  
Edgar B.“

Matra war bald einig mit sich, was er zu tun hatte. Da Baron von Barnbiel ihn für den Nachmittag und den Abend eingeladen hatte, mußte er versuchen, mit dem Detektiv baldigst eine Verabredung zu treffen. Genug Wichtiges hatte er diesem ja mitzuteilen.

Inzwischen war es halb eins geworden. Schleunigst fuhr Matra mit der Elektrischen nach Schöneberg zurück und schlenderte dann, in der Philippstraße angelangt, ganz wie Bornemann es vorgeschrieben hatte, an dem Bretterzaun der Holzhandlung entlang. Wie er sich schräg gegenüber dem Heidersenschen Grundstück befand, vernahm er auch wirklich Schapers Stimme, die ihm leise zurief, er solle stehen bleiben und sich gemächlich eine Zigarre anzünden.

Matra gehorchte. „Sie fahren jetzt sofort zu meiner Wohnung, Dresdener Straße 16“, ordnete der unsichtbare Schaper inzwischen an, „und bestellen meinem Bureauvorsteher Lemke, daß er mich augenblicklich ablösen soll. Sie selbst warten in meiner Behausung auf mich. Lemke gegenüber legitimieren Sie sich durch den Brief Bornemanns, den Sie hoffentlich noch bei sich haben.“

Der Schriftsteller nickte zum Zeichen, daß er verstanden habe, was der Detektiv durch die Spalten des Zaunes fraglos sehen mußte.

„Auf Wiedersehen bei mir“, schloß Schaper diese merkwürdige Unterhaltung, worauf Matra seinen Weg langsam fortsetzte.—

Schaper bewohnte die Hochparterreräume eines alten, aber sehr sauber gehaltenen Hauses. An der Tür hing ein einfaches Porzellanschild mit der Aufschrift: „*Fritz Schaper, Privatdetektiv*“. Dafür war aber außen an der Hauswand eine desto größere, in die Augen fallende Tafel angebracht, auf der in farbigen Buchstaben zu lesen war, welch vielseitige Aufträge der Detektiv zu erledigen vermochte.

Matra läutete und wurde von einem jungen, intelligent aussehenden Menschen in Schapers Sprechzimmer geführt, das sich zu seiner Überraschung beinahe vornehm, jedenfalls mit künstlerischem Geschmack eingerichtet zeigte.—Lemke, der Gehilfe des Detektivs, brach dann ohne Zögern zur Philippstraße auf, nachdem er dem Schriftsteller noch einige illustrierte Zeitungen gereicht hatte.

„Sollte es inzwischen klingeln und ein Mandant Herrn Schaper zu sprechen wünschen, so bitten Sie den Betreffenden zu warten“, meinte er höflich, „in einer Stunde spätestens ist Herr Schaper hier.“

Matra blieb jedoch allein.—Als der Detektiv endlich erschien, begrüßte er den Schriftsteller gutgelaunt mit einem festen Händedruck und einer scherzhaften Anspielung auf dessen „ruhiges, gemütliches Heim“.

„Spotten Sie nur, Herr Schaper!“ erwiderte Matra mit ärgerlichem Auflachen. „Sie würden sich auch kaum in einem Hause wohlfühlen, wo Sie von allen Seiten sozusagen von Geheimnissen umgeben sind.“

„Oh—doch!“ protestierte der Detektiv, seinen warmgefütterten Mantel ablegend. „Ich wäre bei Herrn van Heidersen ganz in meinem Element. Ich liebe

eben meinen Beruf.—Doch nun ans Geschäft. Erzählen Sie mir mit aller Genauigkeit, was inzwischen passiert ist.“ Damit setzte er sich zu Matra an den Tisch und nahm sein Notizbuch vor, in das er hin und wieder während des Schriftstellers Bericht eine kurze Bemerkung eintrug, ohne diesen jedoch mit einer Zwischenfrage zu unterbrechen. Erst als Matra mit der Darstellung seiner Erlebnisse und Beobachtungen fertig war, ließ er sich noch über einzelne Punkte näheren Aufschluß geben.

„Eins interessiert mich besonders“, meinte er sinnend. „Zunächst das auffallende Verhalten des Hundes.—Ob Heidersen gesehen hat, daß das Tier so hartnäckig an der Kelleröffnung herumschnüffelte, wissen Sie wohl nicht?“

„Nein. Möglich ist es aber. Denn als ich gestern gegen Abend den Hund auf den Hof ließ, war der Alte ja schon zu Hause. Das betreffende Kellerfenster liegt gerade unter Heidersens Werkstätte.“

„So, so.—Und der Geruch von Chlorkalk war es bestimmt, der Ihnen in die Nase drang?“

„Ohne Zweifel. Es roch außerordentlich scharf nach diesem billigen Desinfektionsmittel.“

„Hm.—Nehmen Sie nun einmal an, Herr Doktor, daß Heidersen in dem Keller—eine Leiche vergraben hat, die der Hund mit seiner feinen Nase witterte. Liegt es da nicht sehr nahe, daß der Alte das Tier zu vergiften suchte, um diesen gefährlichen vierbeinigen Hausgenossen zu beseitigen?!“

Matra fuhr ganz entsetzt empor. „Eine—Leiche?!“ stotterte er. „Aber das ist doch undenkbar!“

„Wieso?“ meinte Schaper kühl, und fügte hinzu: „Doch ich will mich näher erklären. Überlegen Sie sich folgendes.—Als Sie vorgestern mit dem Hunde an der Leine heimkehrten, begegnet Ihnen der famose Ewald Pickler, eine sehr interessante Persönlichkeit.“—Schaper lächelte dabei vielsagend. „Pickler verläßt bald darauf das Haus und trifft in seiner alten Wohnung mit Heidersen zusammen, erzählt diesem von dem unbequemen vierbeinigen Gast, worauf Heidersen sofort den Entschluß faßt, die im Keller verborgene Leiche mit Chlorkalk zu bestreuen, damit der Hund sie nicht wittern soll. Er besorgt sich den Chlorkalk dann im Norden Berlins, wo ihn niemand kennt, und fährt zu seiner Wohnung, um hier augenblicklich die Prozedur mit dem alle üblen Gerüche betäubenden Pulver vorzunehmen. Der Erfolg bleibt jedoch aus. Er sieht, daß der Hund, als Sie mit diesem auf dem Hofe erscheinen, von dem Kellerfenster nicht wegzubringen ist, mithin den Leichengeruch dennoch bemerkt hat. In seiner Angst, das Tier könne ihn verraten, beschließt er, es zu vergiften, bestreicht ein Stück Leberwurst mit Strychnin und wirft es, kurz bevor Sie am heutigen Morgen den Hund auf den Hof führen, an eine Stelle hin, wo das Tier es finden muß, was auch wirklich geschieht.—Ist das logisch gefolgert oder nicht?“

Matra neigte nur mechanisch den Kopf.

„Sehen Sie Herr Doktor“, fuhr Schaper fort, „wenn ein gewöhnlicher Hund und nicht gerade Hektor dieses seltsame Benehmen gezeigt hätte, dann wäre mir nie der Gedanke an eine dort unten verscharrte Leiche gekommen. Aber dieses edle Tier hat, wie mir Bornemann einmal erzählte, die vollendetste Polizeidressur erhalten und würde, wenn sich im Keller nur eine Katze aufgehalten hätte, nie derartige, jedem Hundekenner höchst bedeutungsvolle Anzeichen einer besonderen Art von Erregung gegeben haben. Gerade das leise Winseln im Verein mit der gestäubten Rückenmähne spricht für vorhandenen Leichengeruch eines verwesenden menschlichen Körpers.“

Matra mußte dem Detektiv recht geben. „Aber wer mag denn nur dieser Tote sein?“ fragte er noch immer ganz fassungslos.

Schaper zog die Schultern hoch. „Das vermag ich heute noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls aber dürfte Heidersen an dem Tode des Betreffenden nicht ganz unschuldig sein.“

„Ein Mord?!“ Matra blieb das Wort fast in der Kehle stecken.

„Wahrscheinlich“, entgegnete Schaper ernst. „Doch das wird sich schon herausstellen. Nun zu etwas anderem.—Könnten sie nicht gelegentlich dem Baron von Barnbiel den Vorschlag machen, Herr Doktor, daß er zum Schein bei Heidersen anfragt, ob dieser ihm die Edelsteinsammlung verkaufen wolle?—Dies brauchte ja nicht gleich zu sein. Vielleicht nach einer Woche.“

Matra schaute den Detektiv forschend an. „Wozu dieses Kaufangebot?—Was bezwecken Sie damit?“

Schaper lächelte.

„Wäre es denn nicht möglich, Herr Doktor, daß die Edelsteine in Heidersens Schrank einst dem Baron gehört haben?“ meinte er mit schlaudem Augenzwinkern.

Matra wußte nicht recht, ob er den Detektiv ernst nehmen sollte. „Aber ich bitte Sie, Herr Schaper“, sagte er ganz erregt, „dieser Gedanke ist doch geradezu—geradezu—“

„—unsinnig!—Sprechen Sie es nur ruhig aus“, erklärte der andere gelassen. „Scheinbar unsinnig“, fügte er hinzu. „Stellen Sie sich z. B. mal vor, daß Heidersen die Barnbielschen Diamanten von dem Diebe billig gekauft, dann diejenigen Steine, die aus besonderen Gründen leicht zum Verräter werden konnten, irgendwo vorläufig verborgen, den Rest aber—umgeschliffen hat, so daß sie in ihrer neuen Form nicht mehr wiederzuerkennen sind. Wer will ihm dann als früherem Edelsteinhändler nachweisen, daß er unrechtmäßig in ihren Besitz gelangt ist?!—Niemand könnte auch nur diesen Verdacht äußern. Denn ein Edelstein, dem ein geschickter Schleifer ein anderes Aussehen gibt, ist, wie gesagt, ein völlig neues Ding.“

Matra wurde es ganz wirr im Kopf. „Und wie kamen Sie nun wieder auf diese Vermutung, Herr Schaper?“ fragte er unsicher.

„Sehr einfach—weil Sie erwähnten, daß Heidersen in seiner Werkstatt eine Drehbank stehen hat. Diese in eine Diamantenschleifbank umzugestalten, ist ein leichtes. An die Anfertigung mechanischen Spielzeugs glaube ich nicht. Das Flugapparatmodell wird er sich irgendwo gekauft haben. All das ist also Spiegelfechtereier, um den eigentlichen Zweck seiner Werkstatt zu verheimlichen. Und, daß ich richtig vermute, dafür spricht ja auch der Umstand, daß der Alte Ihnen verboten hat, ihn jemals zu stören und daß Sie Wünsche und Anfragen stets schriftlich an ihn richten sollten. Er wollte eben vor einer Überraschung durch Sie sicher sein.“

Matra schaute den Detektiv jetzt mit ganz anderen Augen an. Bornemann hatte recht: Schaper besaß wirklich Talent für seinen Beruf. Denn all das, was dieser ihm eben so klar und überzeugend entwickelt hatte, bewies einen scharfen, überlegenen Geist.

Der Detektiv hatte inzwischen seine Notizen eingesehen. „Noch etwas, Herr Doktor“, begann er wieder. „Als Heidersen erwähnte, daß er eine Perücke trage, hatten Sie da den Eindruck, als ob diese Bemerkung absichtlich gemacht wurde?“

Der Schriftsteller dachte einen Augenblick nach. „Nein, meinem Gefühl nach geschah die Erwähnung des falschen Haarschmuckes ohne jeden besonderen Zweck. Sie ergab sich zwanglos aus unserem Gespräch.“

Schaper schien anderer Ansicht zu sein. „Auffällig bleibt dieses Zugeständnis immer“, meinte er nachdenklich, „denn gern gibt niemand zu, daß er falsche Haare hat. Ich wittere hier ebenfalls eine besondere Absicht, vermag nur noch nicht zu sagen, worauf dieselbe hinausläuft. Nun—noch acht Tage, dann werden wir wohl so weit sein, auch hierfür eine Erklärung liefern zu können.“

Doch vergeblich versuchte der Schriftsteller jetzt von Schaper näheren Aufschluß über dessen Beurteilung der geheimnisvollen Geschichte zu erlangen. Der Detektiv lehnte jede weitere Auskunft höflich, aber entschieden ab.

„Ich gebe zu“, sagte er offen, „daß ich den Faden gefunden zu haben glaube, mit dessen Hilfe man in dieses Labyrinth von Rätseln eindringen kann. Doch vorläufig bleibt für mich noch so viel klarzustellen, daß ich womöglich auch eine andere Lösung entdecke. In dem Moment, wo ich meiner Sache sicher bin, Herr Doktor, weihe ich Sie natürlich in alles ein. Bis dahin halten Sie nur wie bisher Augen und Ohren offen und—vergessen Sie nicht, den Baron zu verständigen. Teilen Sie mir dann mit, wie dieser sich zu meinem Vorschlage stellt. Hierauf gebe ich Ihnen weitere Anweisungen.“

Matra merkte, daß der Detektiv die Unterredung beendet sehen wollte, und erhob sich daher. An der Tür fiel ihm jedoch noch etwas ein. „Wo mag Ewald Pickler eigentlich stecken?“ fragte er gespannt. „Hat Ihr Gehilfe ihn inzwischen gesehen oder ist dieser seltsame Freund Heidersens wirklich verreist?“

Wieder lächelte Schaper so eigentümlich. „Pickler befindet sich stets in nächster Nähe seines Berufskollegen Heidersen—stets“, entgegnete er, einzelne Worte besonders hervorhebend.

Matra gab sich mit dieser Antwort zufrieden, obwohl er deren tiefere Bedeutung gar nicht verstanden hatte, und verabschiedete sich nunmehr.

## Kapitel 10

Nachdem der Schriftsteller in seiner Stammkneipe zu Mittag gegessen hatte, holte er sich zunächst bei dem Tierarzt über des Hundes Befinden Bescheid, der zu seiner aufrichtigen Freude sehr günstig lautete. Hektor hatte sich inzwischen so weit wieder gekräftigt, daß er Matra schon mit leisem Schwanzwedeln von seinem Krankenlager aus begrüßte und ihm dankbar die Hand leckte. Beruhigt fuhr der Doktor hierauf zu seiner Wohnung, um noch ein kurzes Nachmittagsschläfchen zu halten, bevor er sich zu dem Besuche bei Barnbiels rüstete. Als er seine Zimmertür öffnete, bemerkte er in dem kleinen Briefkasten einen Zettel, der ein Stück aus dem Einwurfsspalt herausragte.—Heidersen schrieb, schon sehr vertraulich, folgendes:

„Lieber Doktor!

Ich unsteter Mensch bin schon wieder unterwegs nach Halle, da ich dort abermals zu tun habe. Wachen Sie in meiner Abwesenheit gut über unserem Heim.—Wie geht es dem Hunde? Mir tut das arme Tier sehr leid. Es war ein trauriger Anblick, als Sie unseren Wächter in das Auto trugen. Mir ist es ganz unbegreiflich, was ihm zugestoßen sein kann.—Noch eins. Fra-

gen Sie doch mal gelegentlich bei Baron von Barnbiel an, ob er nicht meine Raritäten-Sammlung—Sie verstehen, was ich meine!—kaufen will. Ich möchte sie gern losschlagen, wenn ich nur einen einigermaßen annehmbaren Preis erhalte. Nach meiner Rückkehr, die jedoch nicht vor fünf bis sechs Tagen zu erwarten ist, können Sie mir dann ja mitteilen, wie der Baron sich zu dem Geschäft stellt. Der äußerste Preis wäre dreihundertfünfzigtausend Mark. Das ist die Sammlung unbesehen wert.—Zum Schluß noch eine Sache, die ich ganz diskret zu behandeln bitte. Ich weiß nicht, wie mir die Gedanken angefliegen sind—vielleicht infolge unserer gestrigen Unterredung über den Diebstahl bei dem Baron—aber ich habe plötzlich einen unbestimmten Argwohn gegen Ewald Pickler gefaßt, den ich, wie ich Ihnen schon sagte, nur ganz oberflächlich kenne. Freilich vermag ich diesen Verdacht, der neue Einwohner könne es auf meine ‚Raritäten‘ abgesehen haben, durch nichts zu begründen. Trotzdem läßt sich dieses Gefühl des Mißtrauens nicht abschütteln. Darum richte ich nochmals die Bitte an Sie: Wachen Sie über unserem Hause und—denken Sie an die Alarmglocke! Am Tage dürfte ja nichts passieren, aber—die Nacht ist keines Menschen Freund, heißt es schon bei irgendeinem Dichter.—Nun leben Sie wohl! Bestens grüßend

Ihr Thomas van Heidersen.“

Matra, der den geschickt zusammengelegten und mehrfach versiegelten Zettel am Fenster seines Zimmers gelesen hatte, ließ die Hand sinken und starrte mit leerem Blick auf die Straße hinaus. In seinem Hirn wogte ein Chaos ungeklärter Gedanken.

Was in aller Welt sollte denn nur wieder diese Benachrichtigung?! Welchen Zweck verfolgte Heidersen damit, daß er jetzt plötzlich gegen Ewald Pickler so unklare Verdächtigungen aussprach?! Und—mußte der Detektiv nicht doch mit seinen Vermutungen daneben getroffen haben, wenigstens soweit diese sich auf die Herkunft der Heidersenschen Edelsteine bezogen?! Denn—nie und nimmer hätte der Diamantenhändler es gewagt, dem Bestohlenen das geraubte Gut anzubieten, mochte dies auch noch so verändert worden sein—nie und nimmer! Das wäre mehr als Leichtsinn gewesen, das hieße tatsächlich die Vergeltung herausfordern. Und dazu war der Alte viel zu vorsichtig, viel zu schlau!—Nein, die Juwelen Heidersens konnten nie und nimmer mit denen des Barons identisch sein. Das war hiernach vollkommen ausgeschlossen.—

\* \* \* \* \*

Matra wurde bei Barnbiels herzlich wie immer empfangen und vergaß im Kreise dieser selten sympathischen Menschen bald all die Aufregungen, die der Tag ihm gebracht hatte. Nach dem Abendessen, als Heinz Barnbiel sich auf sein Zimmer begeben hatte, begann dann der Baron seinen jungen Freund nach dem weiteren Verlauf dieser merkwürdigen Geschichte, die mit jener so vorteilhaft scheinenden Wohnungsanzeige begonnen hatte, auszufragen. Auch Isa verriet für diese Angelegenheit ein besonderes Interesse, freilich aus anderen Gründen wie ihr Vater. Bei ihr sprach lediglich die Sorge um das Wohl des Jugendbekannten mit, und diese Sorge verriet sie durch manchen Satz, den sie in die Unterhaltung der beiden Herren einstreute.

Nachdem Matra sich vergewissert hatte, daß sie in dem behaglichen Balkonzimmer, einem orientalisch eingerichteten Raum, nicht belauscht werden konnten, erzählte er den beiden im Zusammenhang die Erlebnisse der letzten



Tage, die in ihrer Mannigfaltigkeit so schwerwiegende Schlußfolgerungen zuließen.

Der Baron war sehr nachdenklich geworden, besonders als Matra berichtete, welche Vermutungen der Detektiv hinsichtlich der Herkunft der Heidersenschen Juwelen-Sammlung geäußert hatte, und dann auch den Inhalt des heute von Heidersen empfangenen Schreibens mitteilte.

Herr von Barnbiel schüttelte zweifelnd den Kopf, als der junge Schriftsteller ihn nunmehr fragend anblickte, als wolle er von ihm ebenfalls eine Ansicht über diesen Punkt hören. „Der Detektiv befindet sich fraglos im Irrtum“, meinte er ernst. „Das Richtige haben Sie getroffen, Herr Doktor: so leichtsinnig würde der Mann nie sein, mir die gestohlenen Steine jetzt zum Kauf anzubieten, obwohl ich zugebe, daß ein geschickter Diamantenschleifer Form und Aussehen von Brillanten vollkommen zu verändern vermag. Jedenfalls werde ich mir aber die Sammlung dieses Heidersen einmal ansehen. Vielleicht erwerbe ich sie wirklich.“

Matra war inzwischen ein anderer Gedanke gekommen.

„Würden Sie mir vielleicht einige Fragen beantworten, Herr Baron, die Ihren ehemaligen Diener Harprecht betreffen?“ wandte er sich an den alten Herrn.

„Aber gewiß—gern.“

„Haben Sie Harprecht seinerzeit auf Empfehlung eines Bekannten in Ihre Dienste genommen? Und—welchen Eindruck machte der Mann auf Sie, wie lebte er, mit wem stand er in Briefwechsel und verkehrte er?“

Der Baron lächelte verständnisinnig. „Scheinbar wollen Sie sich jetzt auch so etwas als Detektiv versuchen, lieber Doktor?—Nun, ich will Ihnen helfen, soweit ich vermag.—Harprecht meldete sich gleich am nächsten Tage bei mir, nachdem ich meinen bisherigen Diener, der sich ein kleines Bauerngrundstück bei Buckow gekauft hatte und heiraten wollte, entlassen hatte. Da seine Zeugnisse recht gut waren und er auch ein sehr bescheidenes Auftreten besaß, stellte ich ihn, ohne weitere Erkundigungen über ihn einzuziehen. Seine Führung war tadellos. Auffallend erschien mir, daß er über eine für einen herrschaftlichen Diener geradezu verblüffende allgemeine Bildung verfügte. Ob er nach auswärts Briefe wechselte, weiß ich nicht. Besuch empfing er nie. Seine freien Nachmittage benutzte er zu kleinen Streifen durch Berlin, wenigstens erzählte er mir des öfteren von seinen Fußtouren durch die verschiedenen Stadtteile und Vororte. Den Alkohol—um auch das zu erwähnen—liebte er nicht. Seine einzige Leidenschaft war eine gute Zigarre. Doch nie hat er es gewagt, wie dies die meisten Diener zu tun pflegen, sich aus meiner Kiste zu versehen. Mit einem Wort: Er schien ein Musterexemplar seiner Gattung zu sein, und ich schenkte ihm—leider—bald mein volles Vertrauen. Jetzt weiß ich, daß er nichts war wie ein abgefemter Heuchler, der sich, noch bevor er die Stellung bei mir antrat, ein genaues Programm gemacht hatte, um in jeder Beziehung den ehrenhaften Menschen zu spielen. Unsere Kriminalpolizei hat ja auch festgestellt, daß seine sämtlichen Papiere gefälscht gewesen sein müssen. Kurz, ich habe damals einen ganz gefährlichen Burschen in mein Haus aufgenommen.“

Der Baron krauste plötzlich grübelnd die Stirn.

„Halt—soeben fällt mir ja ein: ein Lebenszeichen hat dieser Harprecht bei seiner Flucht außer seinen Kleidern und seiner Wäsche doch noch zurückgelassen, einen halbverbrannten Brief, den die Kriminalbeamten bei der Durchsuchung des Dienerzimmers in dem Aschkasten des eisernen Ofens fanden und der mir später wieder als bedeutungslos nebst den übrigen beschlagnahmten

Sachen Harprechts ausgehändigt wurde. Den Brief habe ich mir aufgehoben—weshalb, weiß ich eigentlich nicht.—Hier, Isa, sind die Schlüssel zu meinem Schreibtisch. In der rechten unteren Schublade des Aufsatzes muß er liegen.“

Sehr bald kehrte das junge Mädchen mit einem zur Hälfte verbrannten, eng beschriebenen Briefbogen zurück und reichte diesen dem Schriftsteller hin, der nun interessiert die noch vorhandenen Sätze überflog. Offenbar hatte Harprecht diese Zeilen selbst geschrieben, die nichts weiter als für Matra recht gleichgültige Bemerkungen über den Dienst bei dem Baron, die Lage von dessen Villa und Ähnliches enthielten. Erst als der Schriftsteller dann bis an den Schluß gelangt war, der nur noch am letzten Seitenrande Platz gefunden hatte, zuckte er überrascht zusammen. Denn dort standen, allerdings sehr undeutlich, zwei Silben, die einer, der den Namen Pickler kannte, unschwer als „ickler“ entziffern konnte. Das „P“ dieses Wortes war den Flammen mit zum Opfer gefallen.

Auch der Baron, dem Matra jetzt seine Entdeckung zeigte, las aus den zwei Silben dasselbe, eben „ickler“, heraus.

„Der Brief ist fraglos von großer Wichtigkeit“, meinte Matra ganz aufgeregt. „Am liebsten würde ich noch heute zu Schaper hinfahren und ihm das Schreiben übergeben. Denn hier ist jetzt endlich eine Spur gefunden, die aus Ihrem Hause, Herr Baron, zu den beiden merkwürdigen Freunden führt.—Sollte der Detektiv doch recht haben und Heidersen bei dem Diebstahl Ihrer Sammlung beteiligt gewesen sein?“ fügte er sinnend hinzu.

Auch Herr von Barnbiel hatte dieser wertvollen Feststellung gegenüber seine gewohnte Ruhe verloren. Der Gedanke, seine Schätze vielleicht doch noch zurückzuerlangen, elektrisierte ihn förmlich. Mit jugendlicher Lebendigkeit begann er mit Matra den ganzen Fall Heidersen von Anfang an nochmals durchzusprechen, um womöglich noch weitere Anhaltspunkte zu finden, die den gegen den Diamantenhändler aufgetauchten Verdacht verstärken konnten.

Doch so eingehend die beiden Herren auch jede Einzelheit nach allen Seiten hin beleuchteten—ihre Mühe war umsonst.

„Nun, immerhin ist heute einen Hoffnungsstrahl aufgetaucht, ganz geeignet, unseren Eifer anzuspornen“, meinte der Baron dann beim Abschied. „Bestellen Sie dem Detektiv, lieber Doktor, daß ihm runde zwanzigtausend Mark als Belohnung winken, wenn er mir wieder zu meinem Eigentum verhilft.“

Die Baronesse konnte sich jetzt nicht enthalten, mit leisem Vorwurf zu erklären: „Pa—du solltest Herrn Doktor Matra lieber die allergrößte Vorsicht empfehlen, anstatt ihn noch darin zu bestärken, sich mit Dingen abzugeben, die sicherlich ihre recht gefährvolle Seite haben. Ich an Ihrer Stelle, Herr Doktor, würde verreisen und dem Detektiv das unheimliche Zimmer für einige Zeit unter irgendeinem Vorwand abtreten. Dieses Herrn Beruf ist es ja, seine Haut im Interesse anderer zu Markte zu tragen.“

Der Baron lächelte eigentümlich vor sich hin.

„Kind“, sagte er, ihr beruhigend über das volle Haar streichend, „unserem Freunde Bert wird schon nichts passieren. Heidersen hat keinerlei Grund, ihm, mag er auch Zwecke verfolgen, die uns noch unbekannt sind, ein Leid zuzufügen. Im Gegenteil: ich bin ebenso wie Schaper fest überzeugt, daß der Diamantenhändler den Doktor sogar notwendig für seine Pläne braucht.“

Doch Isa gab sich so schnell nicht zufrieden. „Besitzen Sie wenigstens eine Waffe, Herr Doktor?“ fragte sie eifrig. „Und—schließen Sie auch nachts immer

Ihre Türe ab?—Ich bin gewiß nicht ängstlich, aber in dem Hause könnte ich kein Auge zutun.“

Der Schriftsteller erwiderte der Wahrheit gemäß, daß der geladene Revolver in der Nachttischschublade liege und der Riegel stets vorgeschoben sei. Und wie er ihr das mit einer Stimme und Worten erklärte, durch die so deutlich die Freude hindurchklang, weil sie sich so besorgt um ihn zeigte, begegneten sich ihre Blicke und hielten sich lange, lange fest.

Wieder lächelte Herr von Barnbiel, wandte sich ab und machte sich an dem Rauchtischchen etwas zu schaffen.

Gegen elf Uhr langte Matra, der zur Rückfahrt die Elektrische benutzt hatte, in der Philippstraße an. Aber je mehr er sich dem Heidersenschen Hause näherte, desto zögernder wurden seine Schritte. Das Bewußtsein, diese Nacht allein ohne den treuen Wächter, der krank bei dem Tierarzte lag, in seinem Zimmer zubringen zu müssen, erzeugte in ihm auch jetzt wieder ein Gefühl des Unbehagens, das sehr nahe verwandt mit ängstlicher Scheu war.

Langsam öffnete er die Gartenpforte, langsam trat er in den Vorgarten ein, indem er prüfend die dunklen Fenster des Hauses überflog. Mit einem Male fuhr er erschreckt zusammen. Eine dunkle Gestalt kam von der Haustür auf ihn zu.

Es war Ewald Pickler, genau so gekleidet wie in jener Nacht, in der Matra zum ersten Male seine Bekanntschaft gemacht hatte.

„Guten Abend, Herr Doktor“, krächzte Pickler schon von weitem. „Ein Glück, daß Sie so solide sind und schon jetzt heimkehren. Ich habe nämlich meinen Hausschlüssel verloren und kann nun nicht hinein. Eine halbe Stunde warte ich hier schon. Ein Pförtner fehlt uns, ein Pförtner!“

Matra hatte die wieder mit einem Wollhandschuh bekleidete Hand, die sich ihm zum Gruß entgegenstreckte, zunächst übersehen wollen. Doch er überwand sich und tat sogar höchst erfreut, dem „lieben Hausgenossen“ behilflich sein zu können.

Der dicke Herr mit dem Pausbackengesicht und der grauen Brille vor den Augen verschwand dann hinter seiner Vorplatttür, nachdem er dem Schriftsteller mit vielen überflüssigen Worten gute Nacht gewünscht hatte.

## Kapitel 11

In dieser Nacht schlief Matra besser, als er gehofft hatte, obwohl er sich vor dem Einschlafen noch lange Zeit mit dem Gedanken beschäftigte, ob etwa Ewald Pickler mit dem verschwundenen Diener Harprecht identisch sein könne—eine Vermutung, auf die er eigentlich nur deswegen gekommen war, weil Pickler sich ihm bisher nur bei dem ungewissen Lichte der Straßenlaternen und einer trübe brennenden Petroleumlampe gezeigt hatte und weil dieser mit seiner dunklen Brille, dem kahlen Kopf und dem graumelierten Vollbart eine recht seltsame Erscheinung darbot.

Des Schriftstellers erster Gang am anderen Morgen war zu dem Tierarzt. Hektor ging es heute schon bedeutend besser. Gefahr war überhaupt nicht mehr vorhanden.—Dann fragte Matra telephonisch bei Schaper an, ob dieser zu sprechen sei. Der Detektiv aber gab dem Schriftsteller persönlich Antwort. Und

eine halbe Stunde später saßen die beiden wieder in demselben gemütlichen Raume einander gegenüber, den Matra gestern schon kennengelernt hatte.

Schaper hörte ohne besonderes Interesse zu, als der Schriftsteller mit wahrem Feuereifer seine Neuigkeiten vortrug.

Nachher sagte er mit derselben Gleichgültigkeit: „Sie können ja dem Herrn Baron bestellen, Herr Doktor, daß er sich weiter keine Sorgen zu machen braucht. Er wird seine Diamanten wieder bekommen.“

Das „wird“ betonte er stark.

Matra schaute den Detektiv verdutzt an. „Ist das alles, was Sie mir auf meine wichtigen Mitteilungen zu erklären haben?“ meinte er enttäuscht. Denn er hatte gehofft, Schaper würde ihn endlich in die bisherigen Erfolge seiner Spür-tätigkeit einweihen.

„Vorläufig ja“, entgegnete der Detektiv gelassen.

„Und was sagen Sie zu dem Brief mit der vielversprechenden Unterschrift?“ fragte Matra etwas ungeduldig.

„Für mich bringt er nicht viel Neues. Ich ahnte das.“

„Was ahnten Sie?“ entfuhr es dem Schriftsteller.

„Den richtigen Zusammenhang der Dinge“, war Schapers diplomatische Er-widerung.

Matra sah ein, daß der Detektiv ihm auswich und erhob sich etwas verletzt.

„Aber lieber Herr Doktor“, bat Schaper begütigend, „wozu dieses bitterböse Gesicht! Ich darf in unserem Interesse noch nicht mit meiner Wissenschaft herausrücken, glauben Sie mir das doch! Um Ihnen aber wenigstens etwas Neues mitzuteilen: die Überwachung des Hauses in der Werterstraße, wo Herr Pickler seine zweite Wohnung hat, ist aufgegeben worden, weil sich diese Arbeit fernerhin erübrigt. Es genügt, wenn wir nur die Philippstraße im Auge behal-ten.“

„So?!—Weswegen denn? Bis jetzt waren Sie aber doch anderer Ansicht.“

„Allerdings.—Aber heute habe ich doch die Gewißheit erlangt, daß Thomas van Heidersen und Ewald Pickler so gar intime Freunde sind, wie dies nur zwei gleichgesinnte Menschen sein können, eben unzertrennliche Freunde!—Über-wachen wir den einen, so wissen wir auch, was der andere tut.“

„Sie geben mir Rätsel auf. Was heißt das alles nun wieder?“ meinte Matra kopfschüttelnd.

„Versuchen Sie das Rätsel zu lösen. Gelingt es Ihnen, dann kommen Sie zu mir, und ich sagen Ihnen, ob Ihre Lösung richtig ist.“

Recht unzufrieden machte Matra sich wieder auf den Heimweg, nachdem er den Detektiv noch gefragt hatte, ob dieser etwas von Bornemann gehört habe. Aber Schaper war angeblich ebenfalls ohne Nachricht geblieben.

Die nächsten Tage vergingen, und nichts Besonderes geschah. Wenn Baron von Barnbiel mit Matra bei dessen täglichen Nachmittagsbesuchen zusam-mentraf, so forschte er regelmäßig nach dem Stande der Angelegenheit, die jetzt sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Aber stets mußte der junge Schrift-steller bekennen, daß der Fall Heidersen sozusagen auf dem toten Punkt ange-langt sei. Bei Gelegenheit einer dieser kurzen Unterredungen, die den geheim-nisvollen Fall betrafen, meinte Herr von Barnbiel dann schon etwas ungeduldig:

„Heute haben wir Donnerstag, lieber Doktor. Vier Tage sind also inzwischen verstrichen, ohne daß Schaper sich zu einer entscheidenden Tat aufgerafft hat. Ich begreife das nicht. Wenn er so fest überzeugt ist, daß in Heidersens Keller ein menschlicher Leichnam verborgen liegt, so mag er doch die Polizei benach-

richtigen, damit diese eine Haussuchung vornehmen läßt. Dieses Warten ist für uns alle äußerst unangenehm. Es muß etwas geschehen. Was meinen Sie, wenn ich mir Schaper mal herbestelle?“

„Das wird auch nichts helfen, Herr Baron“, erklärte Matra ernst. „Ich war gestern abend bei ihm und sagte ihm ungefähr dasselbe, was ich soeben von Ihnen hörte. Schaper antwortete darauf sehr kühl: ‚Wenn Sie alles verderben wollen, Herr Doktor—bitte, so wenden Sie sich meinetwegen an die Behörden. Ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß wir Heidersen bis jetzt trotz aller gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe nichts Gesetzwidriges nachweisen können, ja nicht einmal den Beweis zu führen vermögen, daß seine Diamanten aus dem Diebstahl bei dem Baron herrühren. Lassen wir jetzt nach der Leiche, deren Vorhandensein ich doch auch nur vermute, nachgraben und haben wir damit einen Mißerfolg, d. h. wird nichts Belastendes gefunden, so ist Heidersen gewarnt und wird den neuen verbrecherischen Plan, bei dessen Ausführung ich ihn entlarven will, natürlich aufgeben.‘—So ungefähr, Herr Baron, sprach Schaper zu mir. Und, offen gestanden—ich mußte ihm beipflichten.“

Herr von Barnbiel nickte. „Gut, warten wir also ab. Denn auch ich erkenne Schapers Bedenken als schwerwiegend genug an.“

So endete diese Besprechung.

Thomas van Heidersen kehrte auch am Freitag noch nicht von seiner Reise zurück, obwohl er doch nur fünf bis sechs Tage hatte fortbleiben wollen. Matra war in dieser ereignislosen Woche seinem Hausgenossen Ewald Pickler nur dreimal begegnet—stets abends im Vorgarten, wo das dicke Männlein, gemütlich eine Pfeife rauchend, auf und ab zu wandern pflegte. Am Tage, so lange es hell war, blieb Pickler stets unsichtbar. Und diese Scheu vor dem Tageslicht verstärkte nur Matras Verdacht, daß Heidersens Genosse ständig eine Verkleidung trage und in Wirklichkeit ganz anders aussehen müsse, wie ja auch seine heisere Stimme für einen argwöhnischen Beobachter wenig echt klang.

So kam der Sonnabend heran. Matra war am Nachmittag wie gewöhnlich bei Barnbiels gewesen und hatte nachher noch den Tierarzt aufgesucht, der den Wolfshund weiter in Pflege behielt, da sich bei dem armen Hektor nach der Vergiftung leichte Lähmungserscheinungen eingestellt hatten. Trotzdem würde der Hund jedoch, wie der Arzt wiederholt versicherte, völlig geheilt.

Gegen halb neun Uhr abends betrat Matra dann, nachdem er auswärts zur Nacht gegessen hatte, sein Zimmer. Gewohnheitsmäßig warf er einen prüfenden Blick in den an der Stubentür angebrachten Briefkasten. Ein Stück weißes Papier leuchtete ihm entgegen. Es war eine Nachricht von Heidersen, der sich in Matras Abwesenheit wieder eingefunden hatte. Der lose zusammengefaltete Zettel enthielt nur wenige Zeilen:

„Lieber Doktor!

Besuchen Sie mich bitte noch heute abend, selbst wenn Sie erst spät heimkehren sollten. Ich bin neugierig, was Baron von Barnbiel zu meiner Offerte gesagt hat.

Thomas van Heidersen.“

Auf der Platte seines Schreibtisches aber fand Matra eine Depesche, in der Bornemann kurz ankündigte, daß er wahrscheinlich Montag oder Dienstag nächster Woche in Berlin eintreffen werde. Das Telegramm war in Emden auf-

gegeben und nur mit „Edgar“ unterzeichnet. Im übrigen hatte der junge Millionär während dieser Zeit nicht das geringste von sich hören lassen. Kein einziges Wort in der Depesche deutete auch jetzt darauf hin, ob er bei seinen Nachforschungen Erfolg gehabt hätte.—

Heidersen empfing den Schriftsteller mit übertriebener Liebenswürdigkeit. Wieder stieg in Matra ein Gefühl deutlichen Widerwillens auf, als des hageren, bleichen Mannes feuchtkalte Hand sich um die seine spannte. Doch er ließ sich nichts anmerken und nahm freundlich dankend des Alten Einladung zu einem Glase Rotwein an.

Sie saßen in Heidersens Empfangszimmer und plauderten über gleichgültige Dinge. Der Diamantenhändler hatte zunächst nach der Antwort des Barons gefragt und schien sichtlich befriedigt, als der Schriftsteller ihm mitteilte, daß Herr von Barnbiel Anfang nächster Woche zunächst einmal die ihm zum Kauf angebotene Sammlung besichtigen wolle. Heidersen erzählte später auch eine abenteuerliche Geschichte, die ihm in Kapstadt passiert war. Mittlerweile war es recht spät geworden und Matra gähnte bereits verstohlen.

Dann begann der Alte von den Geschäften zu sprechen, die er in Halle erledigt hatte.

„Kommen Sie, Doktor, ich muß Ihnen doch zeigen, was ich dem langjährigen Bekannten, mit dem ich in Halle zusammentraf, abgekauft habe“, meinte er mit einem stolzen Lächeln.

Er führte Matra in sein Schlafzimmer, wo der Schrank stand, öffnete diesen und nahm ein kleines Etui heraus, in dem ein selten großer Smaragd auf einem Bett von weißer Seide ruhte.

„Wie gefällt Ihnen dieses neue Stück meiner Sammlung?“ fragte er ganz begeistert.

Der Schriftsteller gab seiner Bewunderung beredten Ausdruck.

„Herrlich ist der Stein, einzig schön. Der muß ja ein kleines Kapital gekostet haben“, beendete er seine lobende Kritik dieser Neuerwerbung.

Heidersen hatte inzwischen die übrigen Kästen mit den Edelsteinen herausgeholt und weidete sich an dem Sprühen und Funkeln der Juwelen, indem er seinen Gast auf dieses und jenes Exemplar aufmerksam machte.

„Elektrisches Licht—das ist das beste für Brillanten“, meinte er. „Es bringt Leben in den toten Stein, enthüllt seine Farbenpracht, weckt den ganzen Zauber dieses gleißenden Schmuckes.—Ganz leicht wird es mir doch nicht werden, diese Juwelen, an denen mein Herz hängt, zu veräußern“, fügte er sinnend hinzu, während er seine Schätze wieder in den Schrank verschloß.

Matra verabschiedete sich jetzt, da er müde war, mit freundlichen Dankesworten und ging in sein Zimmer hinüber. Im Bett las er noch die Abendzeitung, löschte dann das Licht und drehte sich auf die andere Seite. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. In steigender Nervosität wälzte er sich in den Kissen hin und her. Der Gedanke, daß Heidersen wieder daheim sei, erfüllte ihn mit einer seltsamen Unruhe. Eine Stunde mochte er so dagelegen haben, als er draußen auf der Straße das Rattern eines Autos hörte, das dann anscheinend vor dem Hause Halt machte. Knatternd lief der Motor noch eine Weile, dann wurde es still. Kein Zweifel—der Wagen hielt dicht vor der Gartentür.

Der Schriftsteller, getrieben von einer argwöhnischen Neugier, erhob sich, schlug den Fenstervorhang etwas zurück und schaute hinaus. Da der Himmel dicht mit Wolken bedeckt war und in der Straße jetzt nach Mitternacht nur noch vereinzelte Laternen brannten, vermochte er die über dem Vorgarten la-

gernde Dunkelheit nur schwer mit den Blicken zu durchdringen. Trotzdem schien es ihm, als ob er zwei Gestalten auf dem Seitenwege zum Hofe hin verschwinden sah. Schnell schlüpfte er in seine Kleider, da ihm dieses vor dem Hause haltende Automobil höchst verdächtig schien. Dann stellte er sich wieder ans Fenster und spähte hinaus.

Wohl fünf Minuten vergingen so.

Dann—jeder Blutstropfen wich vor Schreck aus Matras Gesicht—dann schrillte plötzlich im Korridor eine Glocke, laut, durchdringend, unaufhörlich—das Alarmsignal. Wie versteinert stand der Schriftsteller da. Nur einen Augenblick. Ein Sprung nach dem Nachttisch, er riß die Schublade auf und stürmte nun mit dem geladenen Revolver in der Hand in den Vorplatz hinaus.

Gellende Hilferufe ertönten aus Heidersens Schlafzimmer, hervorgestoßen wie in wahnwitziger Angst. Deutlich erkannte Matra des Alten Stimme.—

Das Entsetzen lähmte ihn förmlich. Endlich raffte er sich auf, trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, die leider verschlossen war. Mit seinem ganzen Körpergewicht warf er sich jetzt dagegen. Er hoffte, das Schloß zu sprengen. Es gelang ihm nicht.

Zurück stürmte er in sein Zimmer, lehnte sich weit zum Fenster hinaus, um die Nachbarschaft zu wecken. Doch das Wort blieb ihm im Munde stecken, kein Schrei drang über seine Lippen. Stieren Blickes verfolgte er die Gestalt eines Mannes, der, mit einem langen Bündel über der Schulter, das in ein Tuch eingehüllt war und recht schwer zu sein schien, auf das Auto zulief, jetzt seine Last in das Innere des Wagens warf und dann den Motor ankurbelte.

Gerade als Matra mit aller Lungenkraft sein erstes „Hilfe, Hilfe, haltet das Auto auf!“ hervorstieß, setzte der Wagen sich in Bewegung, raste sofort mit ganzer Schnelligkeit die Straße hinunter und verschwand ungehindert um die Ecke.

Der Mann aber, der das lange Bündel in das Auto geschleudert hatte und dann geflohen war, konnte nur Ewald Pickler gewesen sein. Matra hatte dessen Gesicht mit der dunklen Brille deutlich gesehen, als er beim Ankurbeln des Motors für einen Moment von den Scheinwerfern beleuchtet wurde.

## Kapitel 12

Eine Stunde später war die inzwischen erschienene Kriminalpolizei schon in voller Tätigkeit. Man hatte die Türen erbrochen und war in Heidersens Schlafzimmer eingedrungen. Dort fand man überall deutliche Spuren eines heftigen Kampfes. Stühle waren umgeworfen; auf den Dielen zeigten sich vielfach Blutspritzer; eine größere Blutlache war dicht neben dem Bett auf dem Vorleger zu bemerken.

Der Schrank, in dessen Tür der Patentschlüssel steckte, stand weit offen. Die Fächer waren ausgeräumt. Papiere und die leeren Etais der Juwelensammlung waren über den Boden verstreut. Dazwischen lag Heidersens blutbefleckte Perücke.

Als ein Beamter die Steppdecke des Bettes, das ganz zerwühlt war, hochschlug, wurde der Körper eines in einen Chauffeuranzug gekleideten Mannes sichtbar. Eine schnelle Untersuchung ergab, daß der Betreffende, der eine böse Hiebwunde am Hinterkopf hatte, nur ohnmächtig und offenbar mit Hilfe von

Chloroform noch schwerer betäubt worden war. Von Heidersen fand man keine Spur, so genau man auch jeden Winkel der Wohnung absuchte.

Kriminalkommissar von Bernuth, der vom Polizeipräsidium Schöneberg mit der Untersuchung betraut worden war, hatte den Schriftsteller in das Zimmer des Diamantenhändlers gebeten, um sich von ihm nähere Angaben über den verschwundenen Hausbesitzer machen zu lassen. Inzwischen waren die Beamten mit der Durchsicht der vor dem Geldschrank gefundenen Papiere beschäftigt, während der herbeigeholte Arzt sich um den noch immer bewußtlosen Chauffeur bemühte.

Matra erzählte dem Kommissar nochmals, was sich in der Nacht zugetragen hatte und was er von der wertvollen Juwelensammlung, die jetzt fraglos geraubt war, wußte.

Bernuth, ein früherer Offizier, erklärte darauf bestimmt: „Dann kann nur dieser Ewald Pickler, der hier ebensowenig wie Heidersen aufzufinden ist, der Mörder Ihres Wirtes sein, Herr Doktor. Der Zusammenhang ist klar. Pickler hat sich bei Heidersen eingeschlichen, ermordete diesen, plünderte den Geldschrank und holte sich von der Straße dann ein Auto, dessen Chauffeur er unter einem Vorwand in das Haus lockte und betäubte, um den Körper des Toten fortschaffen zu können. Unverständlich ist mir nur, weswegen er sich diese Mühe gemacht hat und nicht sofort, nur um seine eigene Sicherheit besorgt, geflohen ist.“

Matra schüttelte den Kopf. „So, wie Sie sich den Hergang vorstellen, Herr Kommissar, kann sich die Tat nicht abgespielt haben. Ich sagte Ihnen ja, daß ich Heidersen um Hilfe rufen hörte, kurz nachdem die Alarmglocke zu läuten begann. Heidersen muß also—falls er überhaupt ermordet ist, noch gelebt haben, als Pickler mit dem Chauffeur die Wohnräume meines Wirtes von der Küche aus betrat.“

Bernuth überlegte. „Oder aber er war noch nicht ganz tot, als Pickler zurückkehrte.—Doch diese Feststellung ist eine spätere Sorge. Zunächst muß alles aufgeboten werden, damit wir Picklers habhaft werden. Zu diesem Zweck—“

In demselben Augenblick trat einer der Kriminalschutzleute ins Zimmer. „Ein Herr Schaper, Privatdetektiv, bittet um die Gewährung einer kurzen Unterredung.—Außerdem haben wir hier unter den Papieren ein offenes Testament gefunden. Hier ist es.“

Bernuth nahm das Schriftstück und befahl kurz, der Detektiv solle eintreten.

Während sich Schaper und Matra mit einem Händedruck begrüßten, hatte der Kommissar den Inhalt des Testaments überflogen.

„Heidersen setzt hier in dieser letztwilligen Verfügung“, wandte er sich an Matra, ohne von dem Detektiv weiter Notiz zu nehmen, „seinen Bruder Alexander, ansässig in Hamburg, Alstertor 13, zu seinem Universalerben ein. Man wird diesen Herrn als den nächsten Angehörigen also wohl benachrichtigen müssen.“

Schaper, der die Abneigung der Berufspolizei gegen Leute seines Standes sehr wohl kannte, trat einen Schritt vor und sagte fest: „Es dürfte im Interesse der Aufklärung dieses Kriminalfalles liegen, wenn Sie mir recht bald Gehör schenken, Herr Kommissar. Denn der, der in dieser Sache am besten Bescheid weiß, bin ich. Herrn Doktor Matra wird es Ihnen bestätigen.“

Der Schriftsteller nickte. „Wir lassen dieses Haus schon seit einiger Zeit beobachten“, erklärte er.

„Wer ist das—wir?“ fragte Bernuth erstaunt.



„Mein Freund Bornemann und ich.“

„So—das ist etwas anderes.—Also dann bitte, was haben Sie vorzubringen, Herr Schaper?“

Dieser zögerte. „Herr Doktor, würden Sie uns allein lassen!“ meinte er freundlich. „Sie erfahren später das Nötige.“

Matra entfernte sich. Was zwischen dem Kommissar und dem Detektiv damals verhandelt wurde, gelangte jedoch erst nach drei Tagen zu seiner Kenntnis, als endlich das Geheimnis, das Heidersens Person umgab, vollständig aufgeklärt wurde.

\* \* \* \* \*

Berlin hatte eine neue Sensation, etwas, das selbst die abgestumpftesten Gemüter der an Verbrechen aller Art gewöhnten Einwohner der Reichshauptstadt in Atem hielt. Die Zeitungsverkäufer erlebten goldene Tage. Man riß sich förmlich um die Blätter, die etwas über die geheimnisvolle Mordtat in der Philippstraße brachten, las mit Gier die unter großen, fettgedruckten Überschriften stehenden Artikel, in denen die Reporter mit viel Phantasie und wenig tatsächlichem Material den „Fall Heidersen“ behandelten. Denn die Polizei, die sonst so gern der Presse sich bei der Aufklärung von Kapitalverbrechen bedient, hüllte sich dieses Mal in tiefes, den meisten unverständliches Schweigen. Die Ereignisse jener Nacht vom Sonnabend zum Sonntag waren allgemein bekannt, ebenso, daß das Automobil des von Ewald Pickler hinterrücks niedergeschlagenen Chauffeurs später im Grunewald mit deutlichen Blutspritzern und -flecken auf den Polstern verlassen aufgefunden worden war. Von all den merkwürdigen Geschehnissen, die diese rätselhafte Untat sozusagen eingeleitet, von der bedeutsamen Rolle, die Bert Matra, der Detektiv Schaper, Bornemann und dessen Wolfshund dabei gespielt hatten, erfuhr die große Menge nichts, rein nichts.—Die Beteiligten waren von der Polizei, die sich nach dem Eingreifen des Privatdetektivs in die Untersuchung dessen Wünschen hinsichtlich der weiteren Behandlung der Angelegenheit vollkommen gefügt hatte, zu strengstem Stillschweigen verpflichtet worden.

So vergingen drei Tage. Dann eine neue Sensation: der Bruder des verschwundenen und doch fraglos ermordeten Thomas Heidersen war in Berlin eingetroffen und hatte einem Reporter gegenüber die Absicht kundgegeben, er würde, falls die Diebstahlversicherungsgesellschaft Urania nicht freiwillig die Versicherungssumme auszahlen werde, die er als Erbe seines Bruders für die geraubte Diamantensammlung zu beanspruchen habe, im Wege der Zivilklage seine Rechte geltend machen, hoffte jedoch, mit der Gesellschaft im guten einander zu kommen.

Am Spätnachmittag dieses Dienstags stellte sich bei Matra, der fürs erste noch seine Wohnung im Heidersenschen Hause beibehalten hatte, ganz überraschend Edgar Bornemann ein.

„Tag, Bert, wie geht's? Lange nicht gesehen. Freue mich aufrichtig, daß ich dich wieder habe.“

Der Millionär strahlte förmlich.

„Ich soll auch Grüße von Börmers, Hildegard eingeschlossen, bestellen. Außerdem bist du für heute nach Wannsee zu einem einfachen Abendessen freundlichst eingeladen.—Bitte, mach' dich fertig. Mein Auto wartet draußen.“

„Zunächst erzähle mir mal, was du...“

„Später.—Zieh dich inzwischen nur um. Wir müssen nämlich auch Schaper noch abholen. Ein famoser Kerl das. Hätte ihm diese Begabung gar nicht zuge-

traut. Und—sein Beruf wirft etwas ab. Wir wollen uns z. B. nächste Woche zusammen eine Segeljacht kaufen, die dann auf dem Wannsee ihren Liegeplatz erhält und die „Diamant“ getauft wird zur Erinnerung an den ‚Fall Heidersen‘, bei dem Schaper runde zwanzigtausend Märkerchen verdient hat—eben die von Baron von Barnbiel ausgesetzte Belohnung.“

Matra, der eben seine Lackstiefel zuknöpfte, richtete sich mit einem Ruck auf. „Verdient hat—?—Was heißt das?—Hat er denn die Barnbielschen Juwelen gefunden oder besser gesagt, sie dem Spitzbuben Harprecht wieder abgejagt?“

Bornemann paffte ein paar Züge aus seiner Zigarette in die Luft. „Alterchen, du wirst dich schon noch etwas gedulden müssen,“ meinte er. „Dann fallen alle Schleier, alle, und Thomas Heidersens eigenartige Heldenfigur erscheint vor deinen Blicken in ihrer ganzen Schönheit.“

Matra sprang so heftig auf, daß der Stuhl ein Stück zurückprallte. „Ich werde dir mal was sagen, Edgar!“ stieß er mit bitterböser Miene hervor. „Ihr, du und Schaper, habt mich in dieser Sache wie ein kleines Kind behandelt. Als Werkzeug für eure Pläne war ich euch gut. Aber im übrigen wurde mir nichts anvertraut—gar nichts! Schaper speiste mich mit halben Andeutungen ab, und du tatest dasselbe—bis heute. Ich, der eigentlich im Mittelpunkte der Geschichte gestanden hat, ich sehe noch jetzt nicht klar, während du in alles eingeweiht bist.—Nicht einmal von dem Erfolge deiner Nachforschungen in Köln und Amsterdam bekam ich ein Wort zu hören. Stets redete sich Schaper irgendwie heraus: ‚Wir schweigen im Interesse der Sache, wir können, dürfen nicht eher sprechen, als bis der ‚letzte Schlag‘ gefallen ist!—Diese Art, mich beiseite zu schieben, paßt mir ja schon lange nicht! Längst habe ich das satt, längst!“

Aufgeregt begab er sich das Zimmer zu durchqueren.

Begütigend streckte ihm Bornemann da die Hand entgegen.

„Stopp, Alterchen! Sei wieder gut! Dieser letzte Schlag ist ja nun gefallen, und Schaper wird uns nachher in Wannsee einen langen, übersichtlichen Vortrag halten, dem man getrost die Überschrift ‚Ein Verbrechergenie‘ geben könnte.—Mach’ wieder ein vergnügtes Gesicht, alter Bert—sei brav, bitte, bitte! Ich würde dir den Genuß an den Eröffnungen, die Schaper vom Stapel lassen wird, total zerstören, wollte ich dir jetzt schon Heidersens Hauptgeheimnis enthüllen. Trotzdem will ich Gnade walten lassen. Der von mir erwähnte ‚letzte Schlag‘ ist die heute nachmittag erfolgte Verhaftung der Brüder Heidersen.—So, weiter sage ich aber kein Wort!“

Damit nahm er Matras Mantel vom Sessel und hielt ihn dem Freunde hin. „Wohlan, Bert! Je länger du hier bei deiner Toilette zubringst, desto später erfährst du die Lösung des großen Rätsels! Vielleicht spornt es dich etwas an, wenn du weißt, daß auch—Barnbiels, Vater und Tochter, bei meinen Schwiegereltern erwartet werden.“

Matra antwortete nichts. Er schien fraglos noch immer leicht „eingeschnappt“ zu sein.

\* \* \* \* \*

Im Salon der Wannsee-Villa war eine Stunde später eine erwartungsvolle kleine Gesellschaft versammelt, die freilich ihre Ungeduld vorläufig noch bezähmen mußte, da zunächst das „einfache Abendbrot“ einzunehmen war, welches Bornemann in einem Gasthof nebst Weinen und Bedienung bestellt hatte und das wieder einmal bewies, daß man in Berlin ohne sonstige Vorbereitungen in drei Stunden erstklassige Speisen seinen Gästen vorsetzen kann, wenn—man nur das nötige Kleingeld zur Verfügung hat.

Mutter Börmer, die von dem Baron zu Tisch geführt wurde, überwand die erste Befangenheit sehr bald, da Barnbiel mit seiner zwanglosen, heiteren Art ihr gutes Herz im Sturme gewann, so daß sie nachher noch oft zu ihrem Manne sagte: „Weißt du, Alter, die wahre Vornehmheit, die soll in einer echten, nicht gönnerhaften Liebenswürdigkeit gegen jedermann bestehen. Das las ich mal irgendwo. Und die Art von Vornehmheit besitzt ‚unser‘ Baron!“

Jedenfalls verlief die Mahlzeit äußerst angeregt, wozu wohl nicht wenig der Sekt beitrug, den Bornemann zu Feier des Tages zum Braten reichen ließ.—Dann begab man sich in den Empfangsraum zurück. Die Herren zündeten sich eine Importe an, während für die Damen erlesenes Obst bereitstand.

Bornemann, der sich sozusagen als Gönner des Detektivs fühlte, wandte sich jetzt mit der höflichen Frage an das „hochverehrte Publikum, ob der berühmte Herr Fritz Schaper mit seinem Vortrage beginnen könne“.

Die eben noch so heitere Stimmung schlug mit einem Male um. Tiefer Ernst und eine gewisse Feierlichkeit lagerten jetzt über dem kleinen Kreise.—Und Fritz Schaper begann:

„Daß das Leben noch immer die besten Kriminalromane dichtet, beweist ‚der Fall Heidersen‘. Als ich damals mit der Beobachtung des Hauses in der Philippstraße, wo ein eigenartiges gefährliches Genie sein Heim aufgeschlagen hatte, betraut wurde, ahnte ich noch nicht, welch interessante Arbeit mir bevorstand. Denn einem wirklich genialen Verbrecher—und ein solcher ist Thomas van Heidersen—die Maske vom Gesicht zu reißen, bedeutete für mich, der ich meinen Beruf schnell lieben gelehrt habe, geradezu einen Genuß.—Und nun will ich versuchen, wie ein geschickter Erzähler die seltsame und seltene Geschichte eines raffinierten Verbrechers klar und übersichtlich zu berichten. Ich benutze hierbei zunächst die Ergebnisse der von meinem lieben Freunde und Gönner Edgar Bornemann in Köln, Amsterdam und Hamburg angestellten Nachforschungen.

„In Köln gab es noch vor einem Jahre eine Diamantenhandlung, die von drei Leuten gemeinsam betrieben wurde—den Brüdern van Heidersen und einem gewissen Ewald Pickler. Das Geschäft, das schon lange nicht mehr recht ging, verkrachte schließlich vollständig, da die Firma durch allerlei unsaubere Machenschaften das Vertrauen ihrer Kundschaft verloren hatte. Die Seele des Unternehmens war der ältere Heidersen, ein Mann, der dunklen Gerüchten nach in fremden Ländern schon mehrfach mit den Gesetzen in Konflikt geraten sein sollte. Die drei Geschäftsteilhaber verschwanden aus Köln und lenkten ihre Schritte nach Berlin, um sich ein neues Betätigungsfeld zu suchen. Im Oktober vorigen Jahres kaufte Thomas van Heidersen dann mit einer geringen Anzahlung—achttausend Mark—das völlig verwahrloste Grundstück in der Philippstraße und setzte es einigermaßen wieder instand. Im Januar zogen die ersten Mieter ein—die beiden alten Damen und der Rechnungsrat nebst Frau, ruhige Leute, von denen Heidersen annehmen konnte, daß sie sich um sein Tun und Treiben nicht viel bekümmern würden. In demselben Monat, als das Haus in Heidersens Besitz übergang, verlegte sein Bruder Alexander seinen Wohnsitz nach Hamburg, wo er still für sich lebte und durch gelegentliche Geldspenden an Arme und Bedürftige sich bald den Ruf eines wohlthätigen Ehrenmannes zu erwerben mußte.

„Dies alles hat Bornemann durch mühselige Nachfragen bei allen möglichen Personen ausgekundschaftet. Was nun folgt, ergänze ich zu einem zusammen-

hängenden Ganzen mit Hilfe des umfassenden Geständnisses, das die Brüder heute gleich nach ihrer Verhaftung unter dem Druck all der schwerwiegenden Belastungsmomente abgelegt haben.

„Als die drei verkrachten Geschäftsteilhaber im Frühjahr des verflossenen Jahres nach Berlin kamen, erfuhren sie durch Zufall, daß der Baron von Barnbiel eine äußerst wertvolle Diamantensammlung besaß. Diese an sich zu bringen, war nunmehr ihr ganzes Bestreben. Ewald Pickler, der von den dreien den anständigsten Eindruck machte, wurde mit Hilfe von Ausweispapieren und Zeugnissen, die der auch in solchen Dingen sehr bewanderte Thomas gefälscht hatte, unter dem Namen Fritz Harprecht in das Haus des Barons als Diener eingeschmuggelt, wo er bald infolge seiner Verschlagenheit das Vertrauen seines Herrn zu erringen verstand. Als die Brüder Heidersen sahen, daß der erste Teil ihres Planes so vorzüglich geglückt war, und daher hoffen konnten, die Juwelensammlung, deren Versteck der angebliche Harprecht schnell ausgekundschaftet hatte, in kurzem in ihrer Gewalt zu haben, entwarfen sie einen neuen Plan, um später mit Hilfe der gestohlenen Diamanten einen gewinnbringenden Versicherungsbetrug in Szene setzen zu können. Zu diesem Zweck kaufte der Ältere das Haus, während der Jüngere nach Hamburg ging und sich dort als untadeliger Ehrenmann aufspielte.

„Eine Woche, nachdem Thomas van Heidersen sein Grundstück bezogen hatte, mußte dann der ahnungslose Pickler die Juwelensammlung stehlen. Pickler und Heidersen trafen sich in einem Gasthof am Stettiner Bahnhof, und von dort lockte der letztere seinen Genossen in das einsame Haus, ermordete ihn und verscharrte die Leiche im Keller.“

„Also Pickler war der Tote, den unser braver Hektor witterte?“ meinte Matra kopfschüttelnd. „Wer war denn nun aber der Mann, den ich als Ewald Pickler kennen lernte?“

„Das werden Sie sehr bald erfahren, Herr Doktor.—Nebenbei—die Leiche ist heute nachmittag ausgegraben worden. Die Verwesung war noch nicht allzuweit vorgeschritten, da Heidersen den Körper förmlich in Chlorkalk eingebettet hatte.“

„Da sieht man, was für eine vorzügliche Nase mein Hund hat“, sagte Borne-  
mann stolz.

Schaper nickte. „Wie geht es eigentlich unserem vierbeinigen Verbündeten?“  
forschte er teilnehmend.

„Sehr gut. Morgen hole ich ihn vom Tierarzt ab.“

Da Matra sich ziemlich auffällig räusperte, um Schaper zur Fortsetzung seines Berichtes aufzufordern, nahm dieser den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Um den mit seinem Bruder bis in die kleinste Einzelheit vereinbarten Plan durchführen zu können, mußte Thomas van Heidersen jedoch Ewald Pickler sozusagen wieder aufleben lassen. Hierbei benutzte er eine sehr geschickt erdachte Maskerade. Seine auffallend lebhaften, großen Augen verbarg er hinter einer Brille und klebte sich einen Bart an, während er seine feuchtkalten Hände, die ihn leicht hätten verraten können, durch Handschuhe schützte. Eine Perücke trug er schon seit Jahren, legte sie jedoch ab, wenn er Ewald Pickler vorstellen wollte. Dann kam sein blanker, kahler Schädel zum Vorschein, in den so ungeheuerliche verbrecherische Gedanken geboren wurden. Irgendeine rote Schminke genügte, um seinem blassen Gesicht ein frisches, gesundes Aussehen zu verleihen. Um seine eingefallenen Backen zu füllen, gebrauchte er

denselben Trick, den vor ihm schon viele Gauner angewandt haben: er schob sich zwei rundliche Stücke eines Gummiballes in den Mund—und das Pausbackengesicht war fertig. Veränderte er nun noch seine Stimme, so konnte er sicher sein, daß niemand in ihm den mageren Thomas Heidersen erkennen würde, zumal er als Ewald Pickler stets dick ausgepolsterte Kleider trug, die ihm einen recht stattlichen Leibesumfang verliehen.“

„Unglaublich—unglaublich!“ entfuhr es Matra. „Daß ich das nicht früher gemerkt habe! Jetzt ist mir alles klar. Deshalb trug ‚Herr Pickler‘ also stets die grauen Wollhandschuhe und krächzte wie ein heiserer Rabel!“

Schaper lächelte mild. „Sie sind nicht der einzige, den Heidersen mit dieser Verkleidung lange Zeit getäuscht hat“, meinte er, um dann fortzufahren:

„Der zu neuem Leben erwachte Ewald Pickler mietete im Januar in der Werterstraße die Wohnung—vorsichtshalber abends, damit der Hausverwalter ihn nicht allzu genau betrachten konnte, kaufte sich billige Möbel und bezog sein Heim. Da er dem Hausdiener mitgeteilt hatte, daß er öfters verreise, fiel seine häufige Abwesenheit nicht weiter auf. So begann der denn sein Doppelleben als Heidersen und Pickler, das er mit großer Gewandtheit bis zuletzt durchgeführt hat. Betrat er das Haus in der Werterstraße in der Gestalt Heidersens, so wurde er von dem Hausdiener mit derselben Ehrerbietung begrüßt wie der neue Einwohner Herr Pickler, weil dieser schlauerweise dem Hauswart ‚seinen Freund Heidersen‘ genau beschrieben und gebeten hatte, ihn ungehindert aus und eingehen zu lassen.

„Bei diesem immerhin recht gefährlichen Spiel kam es unserem Thomas sehr zustatten, daß der ermordete Pickler keine Verwandten besaß, die sich vielleicht einmal nach ihm hätten erkundigen können. Weiter hatte Heidersen ja auch die Papiere des Toten in seinem Besitz, so daß ihm auch bei den Behörden keinerlei Schwierigkeiten entstanden. Inzwischen waren dann von dem früheren Juwelenhändler, der sich auch auf das Schleifen von Diamanten verstand, die geraubten Barnbielschen Edelsteine, soweit sie sich dazu eigneten, vollkommen umgeschliffen worden. Nun galt es, den nächsten, schon schwierigeren Teil des Programms zu erledigen, bei dem Sie, Herr Doktor, auch eine Rolle spielen sollten. Heidersen brauchte für seine Pläne nämlich einen angesehenen Herrn, der womöglich mit dem Baron von Barnbiel bekannt war. Durch vorsichtiges Beobachten der Barnbielschen Villa lernte er Sie dann zunächst von Ansehen kennen und wußte Sie auch bald durch das Manöver mit der Anzeige für das Vorderzimmer in der Philippstraße als Mieter zu gewinnen. Nachdem ihm dies über Erwarten gut geglückt war, mußte auch ‚Herr Pickler‘ nach Nr. 16 ziehen, da dieses Rätselwesen ebenfalls mit einer besonderen Aufgabe bedacht war. Wie ‚Herr Pickler‘ in dem Hause seinen Einzug hielt, wissen Sie. Natürlich mußte Heidersen zu derselben Zeit angeblich verreisen, um in seiner zweiten Gestalt wieder auftauchen zu können. Dies tat er regelmäßig, wenn entweder ‚Herr Pickler‘ oder ‚Herr Heidersen‘ handelnd auftreten sollten. Sehr witzig ausgeklügelt—und doch nicht witzig genug! Aber davon später.

„Unser tüchtiger Thomas verfuhr bei diesem Komödienspiel mit anerkennenswerter Vorsicht, wie wir festgestellt haben. Nie suchte er seine zweite Wohnung in der Werterstraße direkt, sondern stets nur auf Umwegen auf. Als Ewald Pickler zeigte er sich regelmäßig nur abends bei unsicherer Beleuchtung, während er bei Ihnen, Herr Doktor Matra, insofern sich sicherte, als er Ihnen geradezu verbot, ihn jemals zu stören, und außerdem noch jenes schlaue erdachte Lauscherplätzchen hinter dem Porträtgemälde schuf, von wo aus er Sie

bequem beobachten konnte. Daß er die Öffnung in der Mauer seines Vorderzimmers durch ein zweites, gleich großes Bild, das scheinbar ganz fest an die Wand angenagelt war und sich doch in zwei Scharnieren leicht drehen ließ, verdeckte, beweist aufs neue, mit welch schlaue erdachten Mitteln dieser Mensch arbeitete.

„Wir nähern uns nun dem Schluß dieser seltsamen Geschichte. Weshalb Heidersen den Hund zu beseitigen suchte, liegt klar auf der Hand: er fürchtete, daß durch Hektor der Mord entdeckt werden könnte. Inzwischen hatte er sich mit Herrn Doktor Matra auf recht freundschaftlichen Fuß gestellt, so daß er es wagen konnte, an den nächsten Teil seines Programms heranzugehen. Dieser bestand darin, jeden Verdacht zu zerstreuen, daß die in seinem Schrank befindliche Juwelensammlung mit der des Barons identisch sein könne, weiter darin, seine Sammlung, aus der er alle Steine, die ihn hätten verraten können, ausgemerzt hatte, möglichst hoch gegen Diebstahl zu versichern. So bot er denn zum Schein Herrn von Barnbiel die Juwelen zum Kauf an, schloß ihn Ihrer Gegenwart den Versicherungsvertrag ab und—verreiste wieder, das heißt, er blieb in Wirklichkeit in der Gestalt Ewald Picklers im Hause, zu dessen Wohnung er sich durch die Küche leicht Zutritt verschaffte, ohne daß ihn jemand beobachten konnte. Als Ewald Pickler wartete er dann beinahe acht Tage, bevor er sich an den Haupttrick des ganzen Planes heranmachte.

„Angeblich kehrte er am vergangenen Sonnabend von seiner Reise zurück und lud Herrn Doktor Matra dann sofort zu einem Plauderstündchen harmlos ein, als ob er gern recht bald den Bescheid des Barons auf die Kaufofferte erfahren wollte. Bei diesem Besuch zeigte er Herrn Matra die Edelsteinsammlung—dies natürlich nur zu dem Zweck, damit der Herr Doktor später eventuell vor Gericht hätten beschwören können, daß die Juwelen in jener Nacht noch in dem Schrank lagen. Nachdem Herr Matra dann in sein Zimmer zurückgekehrt war, traf Heidersen seine letzten Vorbereitungen für den Schlußakt dieses in seiner Art einzigen Dramas. Er leerte die Juwelenkästchen, steckte die Edelsteine zu sich, gab seinem Schlafzimmer das Aussehen, als ob dort ein wilder Kampf getobt hätte, brachte sich sogar eine Schnittwunde am Arm bei und besudelte den Fußboden an verschiedenen Stellen mit Blut, um die Mordtat, die er vorzutäuschen gedachte, recht natürlich darzustellen. Sodann legte er die Maske ‚Ewald Pickler‘ an und holte ein Auto herbei, das vor dem Hause warten mußte. Den Chauffeur, der angeblich seinen Reisekoffer heraustragen sollte, schlug er mit einem Hammer hinterrücks nieder, schleppte ihn aufs Bett und goß auf die Decke, die er über den Bewußtlosen zog, über dem Gesicht Chloroform aus. Das Weitere ist bekannt. Die Alarmglocke schlug an, Hilferufe ertönten, worauf Herr Doktor Matra sich zum Fenster hinausbeugte und Pickler erkannte, der ein Bündel—nebenbei war’s eine in ein Tuch eingewickelte Bettdecke—in das Auto schleppte und davonfuhr. Auch das hatte Heidersen gewollt. Herr Matra sollte ihn sehen, damit der Verdacht, Heidersen ermordet zu haben, sich auf Pickler lenke, den er dem Herrn Doktor gegenüber ja zuletzt noch mit ein paar Redensarten als einen Menschen hingestellt hatte, dem er nicht ganz traue.“

Schaper machte eine Pause.

„Jetzt muß ich“, begann er dann wieder, „notgedrungen etwas näher auf meine eigene Person und meine Tätigkeit in der Aufdeckung dieses verbrecherischen Vorhabens eingehen. Daß Heidersen und Pickler ein und dieselbe Person waren, entdeckte ich an dem Tage, als ‚Herr Pickler‘ in der Nacht nach dem

Einzug in sein neues Heim sofort wieder ‚verreiste‘, in Wirklichkeit aber in seine alte Wohnung in der Werterstraße zurückkehrte und von dort aus dann später in der Gestalt Heidersens in den Norden Berlins fuhr, um den Chlorkalk zu kaufen, mit dem er den Verwesungsgeruch der vergrabenen Leiche beseitigen wollte. Geahnt hatte ich dieses Doppelleben Heidersens jedoch schon früher, nämlich damals, als mir der Hausdiener erzählte, daß ‚Herr Pickler‘ sehr oft von Hause abwesend sei, außer mit einem gewissen Heidersen gar keinen Verkehr pflegte und ständig eine Brille und Handschuhe trage. Besonders die Handschuhe waren es, die den ersten Argwohn in mir aufsteigen ließen. Von Thomas van Heidersens auffallend feuchtkalten Händen hatten Sie, Herr Doktor, mir berichtet—und, lag da die Vermutung nicht sehr nahe, daß ein Mensch, der die Handschuhe nie ablegte, wenn er annehmen konnte, mit anderen zusammenzukommen, irgendein Kennzeichen an seinen Händen zu verbergen habe—? Außerdem merkte ich aber auch bald, und dies wurde mir ebenfalls von dem Hausdiener bestätigt, daß ‚Pickler‘ und Heidersen nie gleichzeitig zu sehen waren—allerdings auch eine Unmöglichkeit, wie wir jetzt wissen.

„Nun werden Sie auch endlich meine gelegentlichen Andeutungen verstehen, Herr Doktor, wenn ich davon sprach, daß Heidersen und ‚Pickler‘ unzertrennliche Freunde seien. Unzertrennlich waren sie ja in der Tat.—Als ich nun soweit Bescheid wußte, bat ich Freund Bornemann, dem Vorleben unseres so verwandlungsfähigen Thomas zunächst in Köln nachzuspüren. Bereits nach vier Tagen erhielt ich von ihm dann einen Brief, der mir über die einstige Firma und die drei Teilhaber wichtige Aufschlüsse brachte. Ihnen gegenüber, Herr Doktor, leugnete ich den Brief jedoch damals ab—aus Gründen, auf die wir nachher noch zu sprechen kommen. Nachdem ich so erfahren hatte, daß ein Bruder Heidersens in Hamburg lebe, legte ich mir bereits alles das, was später vorfallen würde, ziemlich richtig zurecht. Daß hier ein Versicherungsbetrug ins Werk gesetzt werden sollte, war klar zu durchschauen. Wie die Brüder aber dabei im einzelnen vorgehen wollten, darüber hatte ich nur meine Vermutungen, die jedoch durch die Ereignisse der letzten Sonnabendnacht bestätigt wurden. Jedenfalls gab ich die Überwachung des Hauses in der Werterstraße auf und vereinigte meine Hilfskräfte, meinen Bureauvorsteher Lemke und einen neu angestellten Detektiv namens Wernicke, in der Philippstraße. Beide waren mit Fahrrädern ausgerüstet, die mit Erlaubnis des Besitzers des Holzhofes in einem Schuppen hinter dem Zaun untergestellt wurden. Inzwischen hatte ich die ruhigen Tage, während Heidersen angeblich verreist war und sich nur in der Gestalt Picklers blicken ließ, dazu benutzt, um herauszubringen, ob Heidersen das Grundstück etwa schon wieder weiter veräußert habe. Er hatte Ihnen, Herr Doktor, doch erzählt, daß ein Agent ihm für das Haus einen anständigen Preis geboten habe, und dies brachte mich auf den Gedanken, mich auch in dieser Richtung genau zu unterrichten. Nun—tatsächlich hatte unser Thomas seinen Besitz schon verkauft gehabt, noch bevor Sie einzogen, mit dem Erwerber jedoch vereinbart, daß die Übergabe erst am 1. Mai erfolgen solle. Dies erfuhr ich auf dem zuständigen Grundbuchamt und bei dem Notar, der den Vertrag verlautbart hatte—natürlich nur durch allerlei Winkelzüge, da mir freiwillig niemand diese Auskunft erteilt haben würde. Da Heidersen das Haus also bereits am 1. Mai dem neuen Eigentümer übergeben und, was ich zu erwähnen vergaß, selbst ausziehen wollte, konnte ich mit Sicherheit annehmen, daß die Schlussszene des fein ersonnenen Planes sich schon in allernächster Zeit abspielen würde. Ich schärfte also meinen beiden Aufpassern die allergrößte

Wachsamkeit ein und beauftragte Wernicke, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein, nachts sogar als Beobachter auf das Grundstück, dessen Rückfront an die des Heidersenschen Anwesens stößt. Unserem Thomas war mithin auch ein Entschlüpfen nach dieser Seite unmöglich gemacht.

„Dann kam der Sonnabend. Heidersen, angeblich von der Reise zurück, war wieder in seiner wahren Gestalt aufgetaucht. In dieser Nacht lagen wir drei, Wernicke, Lemke und ich, auf unseren gewöhnlichen Posten auf der Lauer. Wir hatten vereinbart, wie immer in den letzten Tagen, bis vier Uhr morgens auszuhalten. Dann sollten zwei von uns heimkehren, um sich ausschlafen zu können, und nur einer noch von der Philippstraße aus das Grundstück beobachten. Ich vermutete nämlich so: passiert bis vier Uhr morgens nichts, so bleibt's überhaupt ruhig.—Denn daß der Handstreich für die Nacht geplant sei, stand für mich außer Zweifel.

„Gegen ein viertel zwei Uhr erschien dann Heidersen in der Verkleidung als Pickler auf der Straße und besorgte das Auto. Wir blieben ihm dicht auf den Fersen, ließen uns jedoch nicht sehen. Nachdem der Alte mit dem Chauffeur zum Hofe zu verschwunden war, holte Lemke schleunigst die Fahrräder herbei, mit deren Hilfe es uns leicht gelang, dem von Heidersen alias Pickler gesteuerten Wagen zu folgen.—Das Auto fuhr zum Grunewald, und dort warf Heidersen von der Brücke in der Bismarckallee das offenbar mit Steinen beschwerte Bündel, welches eine Leiche vorstellen sollte, in den Verbindungsarm der beiden Seen. Hierauf brachte er das Auto nach dem Grunewaldforst, ließ es am Wegrande stehen und begab sich zu Fuß zum Lehrter Bahnhof, wo er gerade noch den Nachtzug nach Hamburg erreichte. Lemke, auf den ich mich vollkommen verlassen konnte, begleitete ihn auf dieser Fahrt, die, wie ich voraussah, im Hause Alexander van Heidersens endigen würde. Ich selbst kehrte nun schleunigst zur Philippstraße zurück und gewann den Kommissar, den ich in alles einweihte, für meinen Plan, der darauf abzielte, die Brüder Heidersen unbehelligt zu lassen, bis Alexander Heidersen sich in Berlin einfinden würde, um Ansprüche auf die Erbschaft des anscheinend Ermordeten, sowie auf die Versicherungssumme zu erheben. Drei Tage lang mußten die bedauernswerten Berliner Reporter sich daher über den wahren Zusammenhang der Ereignisse jener Nacht vergeblich die Köpfe zerbrechen. Der Erfolg meiner Maßnahmen war dafür aber auch um so glänzender. In derselben Stunde, als der eine Heidersen in Hamburg verhaftet wurde, wo er in einem Gasthaus in seiner wirklichen Gestalt, nur ohne Perücke und mit der Brille vor den Augen, als Rentier Müller aus Stettin Wohnung bezogen hatte, ereilte auch den anderen hier in Berlin das Geschick.—Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß Thomas van Heidersen vernünftig genug war, bei seinem heute in Hamburg abgelegten Geständnis, dessen Inhalt der hiesigen Polizei telephonisch übermittelt wurde, mit anzugeben, wo die Brüder die gesamten Diamanten der Barnbielschen Sammlung verborgen hatten—im Keller der Wohnung Alexander van Heidersens. Sie dürften die Juwelen mithin schon in den nächsten Tagen zurückerhalten, Herr Baron.“

„Das war wirklich ein großzügig angelegtes Verbrechen“, meinte Barnbiel, wie von schwerer Last befreit aufatmend. „Wäre den Brüdern der Plan geglückt, so hätten sie nicht nur die Juwelen, sondern auch noch die Versicherungssumme eingeheimst.—Doch nun, mein lieber Herr Schaper, müssen Sie schon noch so lebenswürdig sein und mir einige Fragen beantworten, die sich mir während Ihres Berichtes unwillkürlich aufgedrängt haben und durch deren Beantwortung mir manches noch klarer werden würde. Also zunächst: Woher verstand



Thomas van Heidersen so gut mit dem Mechanismus eines Autos umzugehen, daß der es wagen konnte, allein das Automobil zu steuern? Anscheinend muß er doch früher mal einen Motorwagen besessen haben.“

Schaper zögerte etwas mit der Antwort. „Hierauf muß ich Ihnen leider eine Erwiderung schuldig bleiben, Herr Baron“, meinte er dann. „In dieser Hinsicht bin ich selbst nämlich noch nicht genau aufgeklärt. Doch dürften Sie mit Ihrer Vermutung das Richtige getroffen haben. Sowohl die Brüder Heidersen als auch der unglückliche Pickler lebten in Köln seinerzeit, als ihr Geschäft noch gut ging, auf recht großem Fuße, und trieben einen Aufwand, als verfügten sie über Millionen. Dies erfuhr Freund Bornemann in der berühmten Karnevalsstadt von verschiedenen Seiten. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Heidersen tatsächlich einmal ein Auto besessen hat. In der Gerichtsverhandlung, vielleicht auch schon früher, dürfte dieser Punkt voll aufgeklärt werden.“

Nun mischte sich auch Matra in die Aussprache ein. „Welche Gründe hatten Sie, Herr Schaper, mir nicht früher mitzuteilen, daß Heidersen von Ihnen schon durchschaut war?—Ehrlich gestanden—ich habe mich über diese Geheimnis-krämerei oft genug geärgert, besser gesagt, gekränkt.“

„Lieber Herr Doktor—es ging doch nicht anders!—Stellen Sie sich mal vor, ich hätte Ihnen haarklein erzählt, wes Geistes Kind Ihr Wirt ist und was ich an späteren Ereignissen voraussah, wären Sie dann noch imstande gewesen, Heidersen vollkommen harmlos gegenüberzutreten, hätten Sie sich dann auch weiter so benommen, daß der Alte keinerlei Verdacht schöpfen konnte?—Ich glaube kaum. Ich halte Sie nämlich für einen viel zu geraden, aufrichtigen Charakter, um sich so weit verstellen zu können, wie Sie es in diesem Falle hätten tun müssen. Seien Sie überzeugt, Heidersen hat jede Ihrer Bewegungen, jedes Ihrer Worte belauert, ein Mensch wie er, der über einen so fein ausgebildeten verbrecherischen Instinkt verfügte, wäre bei dem allergeringsten Anlaß argwöhnisch geworden.—

„Und dann hätten wir nicht halb soviel erreicht wie jetzt, dann hätte es mühselige Arbeit gekostet, ihn nur des Mordes an Pickler zu überführen. Und—wer wollte mir dafür bürgen, daß Heidersen nicht schon bei den ersten gefahrdrohenden Anzeichen das Weite gesucht hätte und uns entkommen wäre?!—Nein, Herr Doktor, hier stand zu viel auf dem Spiel, als daß ich mich auch nur der geringsten Unvorsichtigkeit schuldig machen durfte.—Ähnlich habe ich mich Ihnen gegenüber ja schon einmal zu rechtfertigten gesucht.—Heut hoffe ich auf Ihr volles Verständnis.“

Matra reichte Schaper die Hand. „Auf gute Kameradschaft auch fernerhin!“ sagte er herzlich. „Und wenn Ihr beide mich als dritten Teilhaber bei der Segeljacht annehmen wollt, würdet Ihr mich sehr zu Dank verpflichten“, fügte er hinzu.

Auch der Baron war jetzt an den Detektiv herangetreten und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Ich prophezeie Ihnen eine große Zukunft. Dieser Kriminalfall muß Sie ja berühmt machen. Meinen besten Dank für Ihre Hilfe, Herr Schaper! Das Geschäftliche erledigen wir dann später.“

Noch lange saß man in bester Laune beieinander. Um die zunächst noch etwas gedrückte Stimmung aufzubessern, hatte der vielseitige Schaper eine Reihe feinhumoristischer Vorträge—Erinnerungen aus seiner Schauspielerlaufbahn, zum besten gegeben, wodurch er auch schnell seinen Zweck erreichte. Zu später Stunde trennte man sich dann.

Eine Woche darauf wurde dem Baron v. Barnbiel von zwei Beamten des Schöneberger Polizeipräsidiums gegen Quittung die ihm seinerzeit geraubte Juwelensammlung ausgehändigt.

Der Zufall wollte es, daß Bert Matra gerade mit Isa und Heinz hinten im Parke Tennis spielte, als die Übergabe der Brillanten an den rechtmäßigen Besitzer stattfand.

Der Baron rief sofort die drei in das Haus und zeigte ihnen freudestrahlend seine wiedergewonnenen Schätze. Dann schickte er seinen Sohn unter einem Vorwande hinaus.

Heinz verschwand. Die junge Baronesse schaute unschlüssig ihren Vater an, in dessen Augen heute ein seltener, weicher, zärtlicher Glanz strahlte.

„Pa, muß ich auch hinaus?“ fragte sie dann zögernd.

„Ich denke, du bleibst besser hier, mein Kind“, erwiderte er mit ganz besonderer Betonung. „Es dürfte dich interessieren, was ich unserem braven Doktor Wichtiges mitzuteilen habe.“

Damit wandte er sich Matra zu. „Mein lieber Freund, daß ich meine Juwelensammlung zurückerhielt, habe ich zum größten Teil Ihnen zu danken. Wären Sie damals nicht als Mieter zu Heidersen gezogen, so wäre der Stein nie ins Rollen gekommen, nie wäre dann auch nur die Spur eines Verdachtes auf Heidersen gefallen, selbst wenn er den Versicherungsbetrug auf ähnliche Weise versucht hätte. Ich glaube nun Ihnen meinen Dank nicht besser abstaten zu können, als daß ich Ihnen das Liebste anvertraue, was ich außer meinem Sohne habe.“

Der Blick des Barons wanderte jetzt langsam von dem hocherglühten Gesicht des jungen Schriftstellers zu seinem „Wildspuk“ hin, der in holder Verwirrung die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

„Seit langem weiß ich, lieber Bert“, fuhr Barnbiel gütig fort, „wie es um euch beide steht. Liebe und Gegenliebe las ich in so manchem heimlich scheuen Blick, den Ihr tauschtet. Mir geht das Lebensglück meiner Tochter über veraltete Unterschiede von Rang und Stellung. Und deshalb: Wenn ihr euch wahrhaftig und von ganzem Herzen liebt—meinen Segen habt ihr!“

Mit einem unterdrückten Jubelruf flog die Baronesse dem Jugendgeliebten an die Brust.

„Welche Undankbarkeit!“ meinte Herr von Barnbiel schmunzelnd. „Ich denke, den ersten Kuß hätte ich doch verdient!“

Thomas van Heidersen, der vom Schwurgericht wegen Mordes zum Tode verurteilt wurde, entzog sich dem irdischen Richter, indem er sich in seiner Zelle in einem unbewachten Augenblick erhängte. Sein Bruder, der nur wegen versuchten Betrugs unter Anklage gestellt werden konnte, kam mit wenigen Monaten Gefängnis davon.

In der kleinen, reizend gelegenen Villa in der Herthastraße der Villenkolonie Grunewald, wo jetzt der Schriftsteller Bert Matra mit seiner jungen Gattin wohnt, verkehren als häufige und stets gern gesehene Gäste sowohl das Ehepaar Bornemann als auch Fritz Schaper, der es schließlich durchgesetzt hat, daß die Vorderfront der Villa in goldenen Buchstaben den Namen erhielt, von dem nur die Eingeweihten wußten, welch tiefere Bedeutung er hatte—den Namen: „Das stille Haus“.

